

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Saubringel	449
Der Staat. Von Ludwig Gumplowicz	463
Nus Südwestafrika. Von Friedrich von Gräter	467
Harden im Recht? Von Eduard Selbstedt	477
Die Bankbilanzen. Von Leben	480

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.



Berlin, den 28. März 1908.

Saubengel.

Neunzehnter März 1908. Im Deutschen Reichstag wird über die Kolonien geredet; noch immer. Getretener Quark wird breit, nicht stark. Der Journalist Erzberger, der vom württembergischen Wahlkreis Biberach Abgeordneter, hat das Wort. Rühmt den honorable man Bernhard Dernburg und ruft, lauter, als just nöthig wäre, in den Saal: „Auch der Neger ist ein Mensch mit einer unsterblichen Seele und zu der selben ewigen Bestimmung berufen wie wir!“ Dagegen kann Einer, der Christ genannt sein will, nicht viel sagen. (Der Skeptiker freilich fragen, warum man diese Besitzer unsterblicher Seelen nicht ruhig, ohne missionarische Beängstung, in ihrem Glauben wohnen lasse.) Dennoch wird gelacht. Das muß den aufrichtig Frommen ärgern. Herr Grüber, der dem Abgeordneten Erzberger durch landsmannschaftliches und fractionelles Genossengefühl verbündet ist, hebt zornig das Haupt und schiebt den Blick linkwärts, den Ruhestörer zu suchen. Nur ein wilder Demokrat, denkt er, kann den Grundsatz christlicher Lehre gehöhnt haben. Linkö aber reckt sich ein Finger und zeigt nach oben; und eine Stimme ruft: „Das Lachen kam von der Journalistentribüne!“ Stimme und Finger gehören dem von den Meinungen nach Berlin abgeordneten Herrn Heinrich Ernst Müller; zuerst Rechtsanwalt, dann Staatsanwalt, jetzt Landgerichtsrath. Zweck der Denunziation ist, den Verdacht der Ruhestörung von dem Kreisnähkäuflein abzuwenden. Herr Grüber, auch ein Landgerichtsrath, der einst Staatsanwalt war, ist am Sechzehnten selbst als Redner durch Lärm, der von der Journalistentribüne kam, gekränkt worden. Damals schwieg er. Jetzt schaut er auf, runzelt über dem Bartdickicht die Stirn und brummt: „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir!“ Wenige haben die Worte gehört. Die Journalisten nicht.

Auch Abgeordnete, die dem Schwaben nah saßen, versichern, daß der Wortlaut nicht in ihr Ohr drang. Doch der meiningener Müller hat ihn gehört. Der Präsident mahnt zur Ruhe und sagt, er werde die Tribünen räumen lassen, wenn die Störung sich wiederhole. Ein Journalist klettert ins Goyer hinab und meldet dem wachsamem Müller, solche Drohung mache oben böses Blut. Der Herr Abgeordnete antwortet: „Und der Gröber hat Euch noch dazu ‚Saubengel‘ genannt!“ Hat dem Centrum zuerst also die Zeitungschreiber denunzirt und denunzirt nun den Schreibern das Centrum. Zweck der zweiten Denunziation? Vielleicht, sich tüchtig und wichtig zu zeigen; vielleicht, die Presse des morschen Bloßs gegen das Centrum aufzuheben und so zu erwirken, daß der neue und neueste Prinzipienverrath der Freisinnigen nicht hart getadelt werde. Als Herr Heinrich Ernst Müller bald danach zum Wort kam, rügte er nicht das rasche Hornwort des Kollegen, sondern die Taktlosigkeit des Lachers, die aber durch Nervosität zu erklären und nicht allen Reichstagsjournalisten anzurechnen sei. Bat also um Zubilligung mildernder Umstände und that, als sei im Saal nicht geschändigt worden. Hoffte wohl, das von ihm angezündete Feuerchen werde still weiterglimmen. Da aber prasselts in heller Garbe auf. „Gröber hat uns Saubengel genannt!“ Der von dem Meiningener informirte Herr bringt die Botschaft auf die Tribüne. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden. Der Präsident muß uns Genugthuung verschaffen. Deputation. Graf Udo zu Stolberg-Bernigerode ist sehr höflich und verspricht, den Thatbestand gründlich zu prüfen. Prüft (gedenkt dabei vielleicht manches unvorsichtigen Wortes aus seiner königsberger Zeit) und verkündet dann: das Lachen sei ungehörig gewesen; er werde die Tribüne räumen lassen, wenn sich wiederhole; daß im Saal ein nicht parlamentarischer Ausdruck gefallen sei, müsse er bedauern. Inzwischen hat ein katholischer Redakteur erfragt, ob Herrn Gröber wirklich das böse Wort entfahren sei; und der heilbronner Landgerichtsrath hats bestätigt. „Das dürfen wir uns nicht bieten lassen!“ Ein Herr, der früher Offizier war, giebt die Losung aus: und Alles, was Federn hat, jauchzt ihm zu. Ehe wir nicht volle Genugthuung erhalten, arbeiten wir in diesem Haus nicht mehr. Konservative, Liberale, Sozialisten gelobens. Nur die Berichterstatter der Centrumsblätter bleiben auf der Tribüne. Gehet die anderen heim oder in das Verlagshaus, in dem sie bedienstet sind? Nein. Sie harren im Reichstag der kommenden Dinge. Sammeln sich zu Hauf, fassen Beschlüsse, verhandeln mit dem Grafen Udo (dessen Wort sie von ihren Eigen getrieben hat) und lassen uns, statt der Sitzungberichte, täglich lesen, was der „Dreierauschuß“ für Recht erkannt hat. Einsonderbarer Comment.

Wer sich beleidigt fühlt, sollte, wenn er sich nicht selbst Sühne schaffen kann, wenigstens das Gesicht wahren und den Beleidiger allein lassen.

Hatten die Herren Grund, sich beleidigt zu fühlen? Mir scheint, nach der Darstellung, die sie selbst von den Vorgängen geben, nicht sicher. Die Ruhestörungen, die von der Journalistentribüne kamen, halten sie zwar für „unzulässig“, aber für „impulsive Aeußerungen, die sich aus der Arbeit der Berichterstatter erklären“. Mag sein. Nach der Geschäftsordnung des Reichstages (Paragraphen 63 und 64) waren die Störer zu strafen. „Wer von der Tribüne Zeichen des Beifalls oder Mißfallens giebt oder sonst die Ordnung oder den Anstand verlegt, wird auf der Stelle entfernt. Entsteht eine störende Unruhe auf der Tribüne, so kann der Präsident anordnen, daß Alle, die sich zur Zeit darauf befinden, die Tribüne räumen.“ Ein auf die Tribüne Zugelassener, der einen Abgeordneten mit lautem Lachen höhnt, verlegt Ordnung und Anstand. Der Präsident, der ihn nur zu Ruhe mahnt, nicht hinaudweist, handelt sehr mild. Warum aber rief der Präsident den Abgeordneten Gröber nicht zur Ordnung? Weil das Hausgesetz ihm, wie mir scheint, kein Recht dazu gab. Paragraph 60 bestimmt: „Wenn ein Mitglied die Ordnung verlegt, so wird es von dem Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen. Im Fall gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden.“ Herr Gröber hat die Ordnung nicht verlegt. (Ich bitte, mich von dem üblen Stil der Geschäftsordnung zu entschuldigen.) Die Journalisten haben ihm in einer Kollektivnote bescheinigt, daß „die beleidigende Aeußerung ohne sein Zuthun an die Oeffentlichkeit gelangt ist“. Wollte er beleidigen, dann hat er ein unwirksames Mittel gewählt: denn das Schimpfwort konnte sein Ziel nicht erreichen und hats, wie bündig erwiesen ist, nicht erreicht. Doch der Voratz zur Beleidigung ist gar nicht festgestellt; und wahrscheinlich, daß nur jähre Wuth den schwäbischen Lort gear. „Eine impulsive Aeußerung, die durch die parlamentarische Arbeit zu erklären ist.“ Die Zumuthung, eine „ohne sein Zuthun an die Oeffentlichkeit gelangte Aeußerung“ öffentlich „mit Bedauern zurückzunehmen“, darf auch der Gewissenhafte ablehnen. Da er nicht ahnen konnte, daß ihm ein Delator nah sei, brauchte er auch nicht mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Privatausdruck seines Unmuthes dessen Erregern bekannt werde. Und wog deshalb das Wort nicht erst auf der Lippe. Auch der Wohlerzogene brummt, wenn auf der Straße Einer, ders leicht vermeiden konnte, ihn gestoßen hat, im Aerger: „Rindvieh!“ Und hätte dem Unhöflichen ins Gesicht doch nur gesagt: „Sehen Sie sich gefälligst ein Bißchen vor!“ Genau so warß im Fall Gröber. Laut

hätte der Heilbronner vielleicht gesagt: „Ruhe da oben!“ Halbblaut sprach er: „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir!“ In dieser „impulsiven Aeußerung“, die fast völlig verhalte, kann ich weder eine öffentliche Beleidigung noch gar eine Schmähung des ganzen Journalistenstandes sehen.

(Wir aber vorstellen, wie Herr Landgerichtsrath Gröber, wenn er in Rätchens Heimath auf der Sella säße, darüber urtheilen würde. „Bei seinem hohen Bildungstand war es dem Angeklagten leicht, ein nicht beschimpfendes Wort zu wählen. Auch wenn er glaubte, ungehörige Störung, statt sie der zuständigen Stelle zu melden, selbst rügen zu müssen, war er nicht berechtigt, den Tadel durch ein so grüßlich beleidigendes Wort aufzudrücken. Seine Versicherung, er habe an die Möglichkeit einer Weiterverbreitung gar nicht gedacht, konnte nicht als glaubwürdig erachtet werden. Als gebildeter und erfahrener Mann hat er diese Möglichkeit in sein Bewußtsein aufgenommen. Von einer Wahrnehmung berechtigter Interessen kann nicht die Rede sein; der Angeklagte hatte nicht das Interesse eines Anderen, ihm weder Verwandten noch seiner Obhut Anvertrauten, wahrzunehmen, der durch höhnisches Lachen gekränkt worden war. Die Schwere der Beleidigung, von der ein ganzer ehrenwerther Berufsstand sich getroffen fühlt, und die bewußte Wahl eines nur in der Gassenprache heimischen Wortes nöthigten den Gerichtshof, von einer Geldstrafe Abstand zu nehmen. Wer so leichtfertig mit der Ehre seiner Mitmenschen umgeht. . .“ Und so weiter. Herr Landgerichtsrath Gröber findet ja, daß Beleidigungen noch immer nicht hart genug bestraft werden. Mit ihm findets Herr Oberlandesgerichtsrath Moeren. Wenn sie aber wüthen, schimpfen sie recht nach der Kunst. „Grüner Assessor!“ „Sobber!“ „Saubengel!“ Thut, wie ich sage, nicht, wie ich thue. „Die Strafausmessung läßt bei Beleidigungen viel zu wünschen übrig; der Schutz der Ehre ist oft sehr schwach“: Gröber am neunzehnten Februar 1908. „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir“: Gröber am neunzehnten März 1908. Aus dem Buch der Richter das neueste Kapitel. Forsan et haec olim meminisse juvabit.)

Wir wollen versuchen, beim Anblick der Batrachomyomachie ernsthaft zu bleiben. Auf der Tribüne, nicht im Saal, ist die Ordnung gestört worden. Wer angefangen hat, muß zuerst „bedauern“ (wenn durchaus bedauert werden soll, was doch Keiner bereut). Erst die denunciatio des Herrn Heinrich Ernst Müller hat das derbe Schwabenwort bekannt gemacht. Die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Aeußerung konnte auf einem Privatweg rasch beseitigt werden. Dazu war weder ein Konvent noch ein Dreierauschuß nöthig; nur ein Vertrauensmann, der aus der (Entenpfuhl getauften) Journalistenkneipe herniederflieg, Herrn Gröber ins Foyer bitten ließ und also zu ihm

sprach: „Die Regung eines, wie wir leider zugeben müssen, nicht ganz unbegründeten Zornes hat Sie, Herr Abgeordneter, zu einem Ausdruck hingerissen, den Sie öffentlich nicht anwenden würden und von dem wir nur durch die Mittheilung eines Ihrer Kollegen Kenntniß erhalten haben. Eine Heuchelei mußthen wir Ihnen nicht zu. Wissen, als verständige, reife Männer, selbst, wie schnell die Zunge den Aerger bedient und wie angenehm ein Fluch oder anderes Kraftwort die Gallenblase entlastet. Gewiß aber werden Sie zu der Erklärung bereit sein, daß Sie, wie wir die Ruhestörung, die Verbreitung Ihres Scheltwortes bedauern und weder unseren Stand noch dessen im Haus anwesende Vertreter in der Oeffentlichen Meinung herabwürdigen wollten.“

„Gewiß, Herr Redakteur; ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie Ihren Kollegen Das sagen. Der Lacher wollte meinen Parteigenossen Erzberger, ich wollte die Journalisten nicht verächtlich machen. Zwei impulsive Aeußerungen; und meine Ihnen unhörbar. Daß unsereinem auch mal eine Laus über die Leber läuft, ist am Ende begreiflich. Schütteln wir einander die Hand und betrachten die Sache als abgethan.“ Sicher hätte die Antwort ungefähr so gelautet. Ging die Beschwerde an den Präsidenten, dann mußte man sich der Entscheidung des souverain über die Zuhörräume Herrschenden fügen. Ein geschickter Präsident von starker Persönlichkeit hätte wohl so gesprochen: „Der Herr Abgeordnete Müller-Meinungen hat den Herrn Kollegen Gröber auf eine Ruhestörung, die von den Berichterstatterplätzen kam, hingewiesen, die (weder hier noch auf der Tribüne vernehmbare) Aeußerung, die dieser Hinweis bewirkt hatte, den Herren von der Presse hinterbracht und in einem an die Zeitungen verschickten Brief dann behauptet, die Aeußerung sei schon vorher auf der Journalistentribüne bekannt gewesen. Diese Behauptung ist als objektiv unwahr erwiesen. Das Präsidium sieht in dem Verhalten des Herrn Abgeordneten Müller-Meinungen, der zwischen dem Reichstag und dessen wichtigsten Gästen eines unbedachten, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Wortes wegen Unfrieden zu stiften strebte, eine gräßliche Verletzung des Gemeinschaftsgefühles und der diesem hohen Haus schuldigen Achtung; es bedauert, daß die Geschäftsordnung ihm kein Disziplinarittel gegen solches Verhalten bietet, glaubt aber, daß Urtheil darüber getrost dem Reichstag überlassen zu dürfen. Die auf diesem Nebenweg ans Licht gelangte Aeußerung wäre als ungehörig zu rügen gewesen, wenn das Präsidium und die Herren da unten sie gehört hätten. Ich warne die Herren Berichterstatter vor neuer Ruhestörung irgendwelcher Art; nicht minder energisch aber vor übertreibender Empfindlichkeit. Befündigt wird oben und unten. Wir sind hier, um die Reichsgeschäfte zu fördern, und haben für Vappalien und Sentimentalitäten keine Zeit. Den ihm gebührenden Schutz

werde ich keinem im Haus Anwesenden weigern. Denunziationen aber mein Ohr verschließen; auch wenn der Denunziant melden will, ein Mitglied des Hauses habe mich, weil ich Etwas falsch gemacht hatte, einen alten Schafskopf genannt. Durch solches Privaturtheil wird die Ruhe und Ordnung des Hauses nicht gestört; und mit den privaten Konsequenzen, die ich vielleicht daraus ziehen würde, dürfte ich den Reichstag nicht belästigen. So, scheint mir, sollte jeder hier Zugelassene denken. Der Zwischenfall ist erledigt. Wir fahren in der Berathung des Reichshaushaltgesetzes fort.“ Zwei Möglichkeiten boten sich: Selbsthilfe oder Beschwerde. Die Journalisten haben Beschwerde erhoben, den Streit damit für einen vom Präsidium zu schlichtenden erklärt und, als der Bescheid der als zuständig angerufenen Instanz ihnen nicht gefiel, die Arbeit eingestellt. Und dünkten sich dabei wohl aufrechte Helden.

Ein Bißchen Vernunft, Ihr Gewaltigen; und ein Bißchen Selbstkritik. Seht Eure „Reichstagsstimmungsbilder“ an. Ward da nicht mancher Abgeordnete gehöhnt und gescholten? Dem Feind nicht Reputation, Wissen, Menschenverstand abgesprochen? Weh Jedem, der im Saal darob zu klagen gewagt hätte! Nach Pflicht und Recht schriebt Ihr Censuren. Und wie ging's auf der Tribüne, im Lesezimmer, im Entenpfluß zu? „Die Cretins da unten finden mal wieder kein Ende.“ „Das dicke Schwein will auch noch reden?“ „Nicht eine Abstimmung bringt das Rhinoceros ohne Fehler fertig.“ „Der Bockmist, den die Kerle von sich geben, stinkt zum Himmel.“ Das ist noch nicht das Schlimmste. Sechs, Zwölf, Zwanzig hörens; mindestens so Viele wie unten Gröbers Wort. Wenn nun ein meininger Inspizient hinunter jehliche und pekte: sollen Alle, denen Langeweile oder Buth ein rüdes Wort auf die Lippe legte, dann etwa aus dem Ballotbräu gewiesen werden? Soll ein hochnothpeinliches Verfahren gegen sie beginnen? Ihr könnt ja nicht leugnen, daß Ihr hundertmal, vor hundert Ohren, Abgeordnete, Fraktionen, den ganzen Reichstag geschmäht, innigster Mißachtung versichert habt. Ohne es gar so böß zu meinen. „Idioten“ und „Kamele“: Das fand Jeder noch sanft. Nur der Heinrich Ernst Müller fehlte oben; sonst hätte es täglich Koramirung und Unterjuchung gegeben. Und Ihr waret nicht einmal provozirt. Kein Abgeordneter hat Eure Leistung ausgelacht, wie Ihr Erzberger's. Wollen wir über den winzigen Kram wirklich noch reden? Wollt Ihr im Ernst behaupten, der Strife sei nöthig gewesen? Zur Wahrung Eurer Würde? Die kann Niemand Euch nehmen, Niemand auch geben. Habt Ihr berichtet, um den Abgeordneten gefällig zu sein oder um dem Volk zu sagen, wie das Reichsgeschäft geführt wird? Was kümmern uns Eure Privathändel? Unter Euch sitzt Mancher, der auch über Schauspiele Berichte schreibt. Zweifelt Ihr, daß hinter allen Coulissen

in ruppigstem Ton die Rezensenten unft gescholten wird? Wenn nun ein meininger Müller oder Schulze meldete, der Hofmime Willfried Kanunkel habe während der Pause gesagt, er sei neugierig, was die Schweinebande morgen früh in den Zeitungen wieder loslassen werde: beschließt Ihr dann, Euer ungemein sachverständiges Urtheil über Stück und Spiel uns Unschuldigen vorzuenthalten? Nein. Ihr sprecht: Habea!; der Handwurst hat sich so oft über uns geärgert, daß die Herzensberleichtigung ihm zu gönnen ist. Fahrt vor's Verlagshaus und rezensirt, bis der Faktor dem Mitternachtschrecken ein Ende macht. Und müht Euch vielleicht mit besonderem Eifer, Herrn Kanunkel heute gerecht zu werden. Nehmt Ihr den Abgeordneten ernster als den Histrionen: schön. Laßt ihn zur Rede stellen. Fordert ihn, Mann vor Mann. Aber liefert uns Berichte. Ob Ihr mit Gröber, Müller, Stolberg zufrieden oder unzufrieden seid, kümmert uns nicht. Doch wir wollen wissen, was Hertling und Baffermann, Bülow und Schoen über die internationale Politik des Reiches gesagt haben. Beleidigt seid Ihr? Beleidigt habt Ihr selbst tausendmal. Dem Centrum Brotwucher, Kuhhandel, wissentliche Schädigung des Reiches nachgesagt. Ward Euch ein Schimpfprivileg? An einem Märztag hat Bidmark im Reichshaus gesagt: „Ich könnte dem Wort ‚Schnapspolitik‘ des Herrn Abgeordneten (Richter), dem es zugeschrieben wird, ganz ähnliche Worte und Begriffe gegenüberstellen. Wenn die Herren, die von der Presse vorzugsweise leben und die im Preßgewerbe ihr Einkommen und ihre Nahrung finden, besonders bemüht gewesen sind, unsere Preßgesetzgebung so zu gestalten, daß das Preßgewerbe möglichst einträglich geworden ist und sie wenig genirt werden, wenn sie Das erreicht haben: ist da Unserem eingefallen, von ‚Preßbengelpolitik‘ zu sprechen? Wäre Das nicht eben so berechtigt gewesen wie die freche Beleidigung, die in dem Wort ‚Schnapspolitik‘ liegt?“ (Die Bengel waren 1908 also nicht mehr neu.) In der selben Rede steht die Verwahrung: „Widerlegen Sie mich! Lachen kann Jeder. Sie glauben gar nicht, wie ich lache, wenn Sie nicht dabei sind!“ Ihr schimpft, Ihr lacht: und klagt über Kränkung.

Nicht immer waret Ihr so empfindlich. Als er die Schulkonferenz eröffnete, sprach Wilhelm der Zweite: „Die sämmtlichen Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, sind verkommene Gymnasiasten: Das ist eine Gefahr für uns.“ Noch aus späteren Jahren sind ähnliche Urtheile bekannt. Er hat französische, englische, amerikanische Journalisten empfangen; nie einen deutschen. Dem übers Meer abreisenden Bruder Heinrich gerathen, sich „stets zu vergegenwärtigen, daß Preßleute in den Vereinigten Staaten beinahe mit meinen Kommandirenden Generalen rangiren.“ Und verboten, daß seinen Reden fortan ein deutscher Zeitungsmann zuhören dürfe. Sein Rei-

terbild einem Komödianten geschenkt und, in Erinnerung an ein Wort des wallensteinischen Kürassiers, unter die Pferdefüße geschrieben: „Ich schau' herab von meinem Thier auf das Gehudel unter mir!“ Das Gehudel da unten: Das sind die verkommenen Gymnasiasten, die Preßbengel. Die können mit aller Mühe und Roth den Hof nicht erreichen. Nur den Zuverlässigsten ist manchmal gestattet, aus verstecktem, engen Käfig einer Cour, einem Ball oder Ordenskapsitel zuzusehen. Die publishers und reporters dürfen drüben den Bruder des Kaisers an ihren Tisch laden: er kommt und bittet sie, Wilhelms „ausgestreckte Hand“ zu ergreifen; trägt ihnen, auf Allerhöchsten Befehl, also einen Freundschaftsbund inter pares an. In Preußen betritt kein Minister, kein Oberpräsident zu geselligem Verkehr das Haus eines Zeitungverlegers oder Journalisten. Werden Redakteure in Fesseln über die Straße geführt. Müssen Männer, die wegen eines politischen Deliktes ins Gefängniß gesperrt sind, wie der gemeinte Einbrecher neben dem Abtritt hausen, ihre Zelle scheuern, aus einem selbst mit kaltem Wasser gereinigten Blechnapf Sträflingskost essen. So geht's den Bösewichten. Die Tugendhaften dünsen auf dem Ball des Vereins Berliner Presse vor Würdenträgern dienern, die, wie zum Besuch verrufener Häuser, ihre Frauen nicht mitbringen. Werden (natürlich auch ohne ihre Frauen) manchmal zu Massenempfängen der Minister geladen. Können sich dann nicht vorstellen, man habe sie ihres persönlichen Werthes wegen, um nette Gäste bei sich zu haben, zugelassen. Glauben, dem Wirth eine Necklame schuldig zu sein, und erzählen, im Ton eines Lohndieners, der zum ersten Male in einem herrschaftlichen Hause servirt hat, am nächsten Morgen drum der Verlagsgesellschaft, wie über jeden Begriff großartig es gestern war und (namentlich) was es zu essen, was zu trinken gab. Das habt Ihr geleistet; all Das Zahrt vor Zahrt hingenommen. Weil Widerstand allzu gefährlich schien (und von den Fronherren nicht erlaubt worden wäre). Wo nichts zu fürchten war, zeigtet Ihr Eure Macht. Wolltet Ihr schrankenlose Tyrannis. „Der stolzeste Pair im Reich soll keinen Kopf auf den Schultern tragen, wenn er mir nicht Tribut zahlt; kein Mädchen soll sich verheirathen, ohne daß sie mir ihre Jungfernschaft bezahlt, ehe ihr Liebster sie kriegt; alle Menschen sollen unter mir in capite stehen und ich verordne und befehle, daß ihre Weiber so frei sein sollen, wie das Herz wünschen und die Zunge sagen kann.“ Gades Programm. Ohne die tollkühne Tapferkeit des Programmatars, der sterbend die Genossen ermahnte, feige Memmen zu werden, auf daß sie der Hunger nicht, wie ihren armen Feldhauptmann, fresse. Denn Hunger wirft selbst Helden um. Und wer ihn fürchtet, muh früh in Bährniß sich ducken lernen. Zu gut lerntet Ihr's.

Diesmal ist der Heroenruhm billig zu haben. Mit dem Reichstags, heißt's,

werden wir fertig. Mit diesem Reichstag wir nicht? Bagatelle. Die Verleger haben zugestimmt. Sie sparen täglich einen halben Bogen, Papier und Druck (bei großen Auflagen ist's der Rede werth), und die Berichte aus dem Reichshaus werden schon längst nicht mehr wie Brot an Bäckersthüren verlangt. Der Besizer spart, der Redakteur feiert: solches Martyrium läßt sich ertragen. Nieht den Mund nur recht voll; die Gelegenheit ist günstig. „Ohne Presse kann das Parlament nicht auskommen.“ Wirklich nicht? In seiner Heimath ist's ziemlich lange ohne sie ausgekommen. Ward ganz vergessen, wann in London der erste Parlamentsbericht erschien? Noch ist's nicht hundertfünfzig Jahre her. John Wilkes, der Herausgeber des North Briton, hatte Georg den Dritten und dessen Minister hart getadelt. Auf Befehl des Staatssekretärs Halifax wurde er verhaftet, als Abgeordneter vom Gericht aber freigelassen. Das Parlament ließ sich von Bute und Halifax stimmen und stieß das unbequeme Mitglied aus. Wilkes floh in die Fremde, kam nach drei Jahren wieder zurück, wurde eingesperrt, wiedergewählt, des passiven Wahlrechtes für unwürdig erklärt. Dieser Kampf um den Liebling erregte die Massen zu solcher Leidenschaft, daß die Zeitungdrucker beschloßen, Alles zu veröffentlichen, was im Parlament über die Wahl und die Wählbarkeit des fecken John gesagt werde. Das war neu und dünkte die im Unterhaus Mächtigen eine unerhörte Frechheit. Darf sie geduldet werden? Am zwölften März 1771 dauerte die Berathung bis vier Uhr früh. Drei- und zwanzig Abstimmungen. Endlich der Beschluß, acht Drucker verhaften und vor die Barre laden zu lassen. Gegenbeschluß der demokratischen Aldermen: Die Drucker sind auf freien Fuß zu setzen und zur Straflage wegen gesetzwidriger Verhaftung zu verpflichten. Das Unterhaus läßt von zwei Bütteln den Aktuar der City herbeiholen, zwingt ihn, die Blätter, auf die der Beschluß der Aldermen geschrieben war, aus den Akten zu reißen, und befiehlt, daß die Drucker in Haft bleiben. Erst als die Commons einstweilen nichts mehr zu sagen hatten, wurden die Akten frei. John Wilkes war damals schon Sheriff, wurde bald danach Lord-Mayor von London und thronte noch sechzehn Jahre lang im Parlament. Der Bann war gebrochen: die Veröffentlichung der Debatten erlaubt. Eine hübsche Strecke weit wars vorher ohne Presse gegangen; recht gut sogar. Und sollte bei uns nicht acht Tage lang gehen? Werth und Beweiskraft haben unsere Zeitungberichte ja doch nicht. Wenn man's so liest, hält man höchstens den Redner der Zeitungspartei für halbwegs vernünftig; alle anderen für Faselhänse. Der hat eine Stunde geredet; und wird mit zehn Zeilen abgespeist. Der Nächste beantwortet Fragen und wirft Einwände um, die in der Rede des Vorigen gar nicht zu finden sind. Alle Uebergänge fehlen. Fast Alles klingt unsinnig. Nur die Excellenzen kommen zu ihrem Recht. Ihre Re-

den werden beinahe wörtlich (in manchem Demokratenblatt sogar mit durchschossenem Letternsatz) gedruckt. Ein Volk, das mit dem Parlament lebte, ließe sich so skandalöse Berichterstattung nicht drei Tage gefallen. Daß sie von Jahr zu Jahr ärmlischer wird, beweist, wie gering das Verlangen ist. Unter hundert Lesern fragt noch nicht einer danach. Hoffste, Reizen Seiner Majestät, rodelnde, radelnde, Tennis spielende Prinzessinnen, der Holzbock auf Korfu zwischen zwanzigtausend Glühbirnen im Gras, Mord, Schiffbruch, Dirnenstandal: Das will die liebe Volksseele; was in den hohen Häusern geschieht, reizt ihre Neugier kaum je. . . Alte Preßkapitäne lächelten schlau. „Freilich: so lange die Leute es beim Kaffee und Abendbrot finden. Sind wir aber stumm, dann wollen sie hören. Wähnen, gerade jetzt sei die Sache wohl recht interessant. Eine Mauer, die keinen Ton, keinen Strahl durchläßt und hinter der, Jeder weiß es, doch Etwas geschieht. Das lockt, sagt Victor Hugo. Obendrein: Stat des Auswärtigen. Der beredte Kanzler. Der neue Staatssekretär. Marokko und Makedonien. Eduard und Tweedmouth. Bagdad und Uland. Das zieht. Nur fest und treu die Wacht im Gutenpsuhl halten. Nicht acht Tage ertragen sie.“

Habens nicht vier getragen. Ehe der vierte Sitzungstag schloß, sahen die Froschmäusler wieder in tiefem Frieden. Herr Gröber hatte zur Geschäftsordnung das Wort erbeten. Von der Journalistentribüne seien mehrmals Störungen gekommen; die lauteste am neunzehnten März. Aus der Mitte des Hauses antworteten „lebhafteste Entrüstungsrufe“; Proteste gegen die Verhöhnung christlicher Lehre. „Wenn ich, in Erinnerung an diese Vorgänge der letzten Zeit und angesichts des Ernstes der von dem Redner behandelten Frage, meiner Entrüstung über das Gelächter einen unparlamentarischen Ausdruck gegeben habe, so bitte ich um Entschuldigung.“ Die verehrten Kollegen, nicht die Journalisten. Die Hausgenossen; nicht die Gäste, die Genugthuung heischten. Obendrein in einem Konditionalsatz. Der den Journalisten die Hauptschuld zuschiebt, die Entrüstung für gerechtfertigt erklärt und nur die (behauptete, nicht als erwiesen angenommene) Abweichung von parlamentarischer Ausdrucksweise bedauert. Viel wars nicht; im Grunde nicht mehr, als der Präsident schon am Tag der Meinigerei gewährt hatte. Als Herr Gröber sprach, lasen wir in der Zeitung, er müsse erklären: „Ich nehme keinen Anstand, meine belcidigende Aeußerung unter dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen.“ Was er biete, sei unannehmbar und habe „die Lage verschärft“. Als er gesprochen (und nicht mehr, als verheißen war, geboten) hatte, fanden die Berichtersteller, das „Haus habe sich bemüht, die Beizehlung eines Mitgliedes den Journalisten gegenüber zu sühnen“, und beschloßen, „mit Rücksicht auf die Interessen des Landes und des Parlamentes die Arbeit wieder aufzunehmen“. Herr Gröber

ist nicht zur Ordnung gerufen worden und hat nichts zurückgenommen. Hat die Journalisten beschuldigt, nicht von ihnen Entschuldigung erbeten. Ein Sieg sieht anders aus. Daß die Sache nach der Präsidialrüge vom neunzehnten März aber noch einmal erwähnt wurde, beweist, wie stark die Presse im Reich der Schwachen geworden ist. Und daß sie nicht mehr forderte, als zu haben war, zeugt von nüchternen Führung. Der Dreierauschuß hatte sich nicht berauscht.

L'incident est clos. Und die Fanfaren, die Einzelne (um die Chamade zu überdröhnen?) erklingen ließen, werden verhallen. Geändert ist nichts. Auch nicht das Urtheil über Wesen und Werth der deutschen Presse. Der ist von besseren Männern Schlimmeres nachgesagt worden als vom Christen-zorn des heilbronner Landgerichtsrathes. In keinem anderen Land haben die Größten so oft und so heftig die Presse befehdet. Der doch so viele Redliche und Begabte dienen. Zwei Beispiele heute nur. Aus Bismarcks Reden:

„Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmählich abgestumpft können. Das ist namentlich seit 1848 geschehen. Bis dahin hatte für einen großen Theil der Bevölkerung alles Gedruckte seine besondere Bedeutung. Jeder, der auf dem Lande nur das Amtsblatt las, von der Bibel und dem Gesangbuch nicht zu reden, hielt das Gedruckte für wahr, weil es gedruckt war, ungeachtet des üblichen Sprichwortes: 'Er läßt wie gedruckt'. Es wird vielleicht auch dahin kommen, daß man sagt: 'Er läßt wie telegraphirt'; gegen den Mißbrauch, der mit diesem Verbesserungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut.“ (Februar 1869.) „Wenn ein Blatt wie die Kreuzzeitung, die für das Organ einer weit verbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lägenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie nach dem Urtheil der höchsten juristischen Autoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch derjenige, der sie gelesen hat, den Eindruck hat: Hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben, wenn ein solches Blatt so handelt und in Monate langem Stillschweigen verharret, trotzdem das Alles Lügen sind, und nicht ein poecavi oder erravi spricht, so ist Das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir Alle Front machen sollten, und Niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran betheiligen. Jeder, der die Kreuzzeitung hält und bezahlt, betheiligt sich indirekt an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird.“ (Februar 1876.) „Wenn man Jahre lang nur an praktische Geschäfte gewöhnt ist, so wird es Einem schwer, sich vorher eine Vorstellung zu machen von den Schwierigkeiten, mit denen Je-mand der deutschen Presse gegenüber zu kämpfen hat wenn er eine einfache praktische wirk-schaftliche Maßregel vorschlägt. Eine unerhöht verlogene Pressequalifikation steigert die E-rregung.“ (Juli 1879.) „Wir sind zurückgegangen, wir sind heruntergekommen und wissen, wenigstens Viele von uns, selber nicht, wie. Wir aber ist klar, daß wir heruntergekommen sind. Das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribune wieder verdothen.“ (November 1881.) „Was die Presse anbelangt, so kann ich der ein entscheidendes Gewicht an sich nicht beilegen. Die Presse ist für mich Druckerschwärze auf Papier. Hinter jedem Artikel in der Presse steht doch nur ein einzelner Mensch, der die Feder geführt hat, um diesen Artikel in die Welt zu schicken.“ (Februar 1888.) „Wo man irgend Etwas ausfindig machen kann, einen Stein, den man in den Garten des Reiches werfen kann, da greift man in der fortschrittlichen und freisinnigen Presse mit beiden

Händen zu und ist begeistert, wenn man einen Vorwurf findet, dem eigenen Vaterland irgendwie Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten. Ich halte die freisinnige Presse für eine abhängige und in ihren Redaktionen von Furcht und Sorge bis zu einem gewissen Grad geknechtete Presse. Was ich ihr vorwerfe, ist, daß sie die Wahrheit nicht sagt.“ (Januar 1889) Und nach der Entlassung wurde die Tonart nicht etwa sanfter.

Nach der Stimme des Konservativen die des Sozialdemokraten: Laffalée.

„Ein Bande unwissender und gedankenloser Vuben, zu jeder bürgerlichen Handtierung zu schlecht, zu ignorant zum Elementarschullehrer, zu unfähig und arbeitscheu zum Postsekretär und eben deshalb sich berufen zu glauben, Volksbildung und Literatur zu treiben, führt in Zeitungen und Journalen das große Wort. Wie sollten sie nicht? Ihrer sind viele. Sie haben sich zusammengethan, Eliquen und Koterien gebildet, Einer schwört auf den Andern, streicht ihn heraus, Jeder macht den Andern berühmt; ganze journalistische Institute sind zu diesem Zweck gebildet worden oder werden von ihm beherrscht; und so haben sie sich endlich eine große und furchtbare Autorität erworben, gegen welche selbst die Verdienstevollsten häufig Ehen tragen anzukämpfen.“ (Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker.) „Unser Hauptfeind, der Hauptfeind der gesunden Entwicklung des deutschen Geistes und des deutschen Volksthumus ist heutzutage die Presse. Die Presse ist in dem Entwicklungsstadium, in dem sie angelangt ist, der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, ein um so gefährlicherer, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, ihre Verkommenheit, ihre Unsitlichkeit werden von nichts Anderem überboten als vielleicht von ihrer Unwissenheit. Täglich Lügen, Lügen in reinen, puren Thatfachen, Thatfachen erfunden, Thatfachen in ihrer Gegenseite entstellt: Das waren die Waffen, mit denen man uns bekämpfte. Und was der Schamlosigkeit die Krone aufsetzte, war, daß man sich in den allermeisten Fällen weigerte, auch nur eine Berichtigung zu bringen. . . Mit jener schamlosen Berdreherei aller Begriffe, die unseren Zeitungen schon lange geläufig ist, konstruirte man es geradezu als die Pflicht der Zeitungen, um Gottes willen nicht etwa durch ein männliches Wort das heilige Verlegerkapital zu gefährden. Das ist gerade so, als wenn ein Soldat (und Soldaten, Vorkämpfer der Freiheit, wollen und sollen ja die Zeitungen sein) als seine erste Pflicht die aufstellte, sich um keinen Preis der Gefahr auszusetzen, daß ihn eine Kugel treffe. . . Aber denkt Euch die Aufregung, die den Philister erfasst hätte, wenn er in Berlin die Volkszeitung, die Postische Zeitung und jenes langweiligste aller Organe, die Nationalzeitung, nicht mehr beim Kaffee gefunden hätte! Denkt Euch seinen steigenden Ingrimm, wenn er den Kohl nicht mehr gefunden hätte, an den er gewohnt ist! . . . Ich habe zuerst die vollkommene Lügenhaftigkeit, dann die namenlose Feigheit und Unsitlichkeit unserer großen liberalen Presse betrachtet; soll ich jetzt noch die absolute Unfähigkeit, die staunenswerthe und alle Vorstellungen überschreitende Unwissenheit unserer Zeitungschreiber, dieser geistigen Vorkämpfer, nachweisen? Das habe ich nicht mehr nöthig; denn ich habe sie schon in meinem 'Julian', unter dem rauschenden Beifall der größten Gelehrten und Denker Deutschlands, die mir dafür mündlich und brieflich die Hand gehüllet haben, enthüllt und nachgewiesen. Ich habe dort nachgewiesen, wie diese Leute in ihrer wüsten Unwissenheit den Geist des Volkes verpesten, ihn in ihrer trüblichen Gedanktlosigkeit, in ihrem metiermäßigen Haß gegen alles Große und Bedeutende systematisch untergraben. Wenn Tausende von Zeitungschreibern, dieser heutigen Lehrer des Volkes, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunukenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volk einhauchen, dem Volk, das gläubig und vertrauend nach ihnen zuhört, weil es geistige Stärkung daraus zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volks-

geist zu Grunde gehen, und wäre er noch dreimal so herrlich. Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen hätten eine solche Presse überdauert. Und wenn auch fünf, zehn, zwölf unterrichtete, ernsthafte und tüchtige Männer unter dieser Bandenwäre, könnte Das nichts ändern, da ihre Stimme in dem Schwall und Geräusch ihrer Kollegen verloren verhallen muß. . . Der Korrespondent muß schreiben, wie der Redakteur und Eigenthümer will; der Redakteur und Eigenthümer aber, was die Abonnenten wollen und die Regierung erlaubt. Wer, der ein Mann ist, würde sich zu einer solchen Prostitution des Geistes hergeben. . . Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Lösungswort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! (Die Feste, die Presse und der frankfurter Abgeordnetentag.)

Goethe und Hebbel, Marx und Niehsche, Lagarde und Treitschke: eine Polyphonie edlen Hornes. Und wernicht schreiben konnte, Der sprach; flüsterte, wenn er nicht laut zu reden wagte. Gröbers Wort war nicht das größte; und hat Millionen gefreut. Thorheit wäre es, sich darüber zu täuschen. Blindere, zu glauben, durch Vereine, Bälle, Scharwenzeleien, Resolutionen und Lämpelstürmchen sei die Aenderung des Urtheils zu erreichen. Ihr wollt das Volk in die Klarheit führen und trügt im sinkenden Nebel Euch selbst?

Ihr seid stark. Könnt durch Schweigen und Fälschung, wenn Reid oder Haß Euch einigt, viel wirken. Lumpen feiern und Ehrlichen das Leben vergällen. Verbrecher schirmen und Unschuldige ins Gefängniß bringen. Künstler, Gelehrte, Politiker verschreien, daß die Menge ihnen im Bogen ausweicht. Denn Ihr tutet früh und spät Euer Lied ihr ins Ohr. Denn Ihr laßt in Euren Münzen Wahrheit schlagen; die Wahrheit, die Euch nützen kann. Drum werden alle Schwachen um Eure Gunst. Von dem Staatsmann, der zu trüg, zu banal ist, um aus eigener Kraft was Rechtes gelten zu können, bis zu dem Ordenvermittler, den Ihr täglich nennen, dessen schmutziges Treiben Ihr gnädig bergen sollt. Ein Abgeordneter schilt Euch; nicht lauter noch roher, als Ihr hundertmal ihn und seine Genossen schaltet: und Ihr schreit, der Stand sei, des freien Wortkünstlers, des Kämpfers für Recht und Wahrheit, vor dem Antlitz der Welt geschmäht. Niemand fragt, was denn eigentlich geschehen ist. Niemand hat Zeit, zu fragen. Ist denn nicht gedruckt? „In offener Reichstagsitzung frechste Beschimpfung der ganzen deutschen Presse.“ Aus allen Zonen nahen Euch Helfer. Und der Schemen einer Standeslehre, die Ihr täglich schändet (oder doch schänden lasset), schafft Euch den Heuchelschein brüderlicher Solidarität. Habt Ihr gestern den Mann nicht, der heute sich Euch verbündet, einen Schelmen genannt? Wird er Euch morgen nicht einen feilen Knecht des Kapitalismus heißen? Zeigling, Lügner, Verleumder, Strolch: der Bruder sucht seine Brüder. Und schwände der ganze Spuk nicht mit dem Glockenschlag, der die Botschaft brächte: Ullstein macht nicht mit? Oder: Scherl fürchtet, seine katholischen Abonnenten zu verlieren? Ihr wagt nichts. Rennt einander aber Helden und beschleinigt nach ver-

lorenser Schlacht einander den herrlichsten Sieg. Paraded triumph gegen einen schlecht markirten Feind. Ihr wißt's; sprecht es mit bitterem Lächeln sogar aus.

Das vermögt Ihr. Gewiß nicht wenig. Wer nicht mit Euch geht, mag sich wahren. Wer Euch gar angreift, mag aller modernen Martern gewärtig sein. Aber ginget Ihr selbst denn den Weg, wenn Nothwendigkeit nicht dazu zwänge? Habt Ihr so Euer Leben, Euer Wirken so geträumt, da heißes Sehnen aus der Dumpfheit Euch ins Weite riß? Mit gutem Willen und hellem Sinn kamet Ihr; brachtet meist auch einen ansehnlich gefüllten Schuljaek mit. (Daß Ihr Euch nicht geringer schätzt als das Abgeordnete, das da unten wimmelt und heute schwagt, was Ihr gestern schriebet, ist Euer gutes Recht.) Und nun? Ueber dieses Thema darf nicht, über jenes nur so geschrieben werden, wie Tradition und Tendenz unseres Blattes befiehlt. Bodenreform? Der Verleger hat an der Stadtperipherie großen Grundbesitz erworben. Französische Bilder? In der Galerie des Verlegers sind Menzel und Meyerheim die Perlen; und der Kaiser (der, Sie wissen doch, nur unser Blatt ganz liest) hat neulich gesagt: „Dieser Delacroix sollte erst mal zeichnen lernen!“ Nicht überall ist's so arg. Wo aber die Möglichkeit, ohne Lebensgefährdung das letzte Wort auszusprechen und immer auf der Seite zu stehen, nach der des Wesens leidenschaftlicher Wille langt? Das aber fordert die Standesehre. Wer versorgt sein will, mag Beamter, Händler, Handwerker werden. Wer seine Meinung zu einer öffentlich gültigen machen will, darf sie nicht um Haared Breite sich schmälern lassen; muß stets bereit sein, vom Wahl ins Glend zu laufen, wenn sein Wille zur Wahrheit sich am gedeckten Tisch nicht durchsetzen kann. Tennen, die dazu fähig sind, windet den Kranz. Sie rühmt als Wahrer der Standesehre. In Versammlungen seht Ihr sie wohl selten. Sie haben mit sich zu thun und denken, daß Selbsterziehung zur Mannheit dem Stand mehr frommt als emsige Vereinsmächlerei. Nur sie aber können Euch Führer sein: zu Siegen, deren Frucht länger dauert als Holzpapier. Unter uns: Wirkt Ihr heute denn Halbares? Wie lange gilt der Werth, den Ihr auf's Kursblatt seht? Ihr könnt für kurze Zeit Hauffe und Baiße machen: auf die Länge kommt doch Alles ins Gleiche. Graut Euch nicht, zu lesen, was Ihr 1863 und 1890 über Bismarck geschrieben habt? Ueber Caprioi? Ueber Alles, was für Deutschlands Macht Schrumpfung bestimmend geworden ist? Wäret Ihr blind gewesen, Ihr brauchtet Euch nicht zu schämen. Doch Ihr wäret nicht blind. Sahet mit klarem Blick, hattet auch Bildung, Talent genug: und bogt Euer Wissen und schriebe nach der Weisung. Das sei niemals gemerkt worden, meint Ihr? Weil Alles Euch unterthänig scheint und fürsten dem Herrn Redakteur schmeicheln? Gröbers Schwabenstreich hat den Schleier zerissen. „Hamos!“ raunten Eure Getreusten. Er ist entschuldigt. Und Ihr?

Der Staat.

Von allen Erscheinungen, die uns umgeben, ist vielleicht keine wissenschaftlich bis in die neueste Zeit so unerforscht geblieben wie der Staat. Das ist um so auffallender, als der Staat von allen diesen Erscheinungen uns am Nächsten liegt, da er uns umfängt und wir ihm mit Leib und Seele angehören, ob wir wollen oder nicht. Wir bedürfen seines Schutzes und seiner Hilfe auf Schritt und Tritt. Und trotzdem waren der Menschheit das Wesen und die Eigenschaften der Thier- und Pflanzenwelt, der Himmelskörper, des Erdballes seit Jahrtausenden genauer bekannt als Wesen und Eigenschaften des Staates. Man wußte bis in die neueste Zeit nicht einmal, wie er immer und überall entsteht, wie er naturgemäß sich entwickelt und worin sein Wesen besteht. Ueber all Das gab es bis in die neueste Zeit falsche Theorien, die eifrig von einem hier staatlich angestellter Staatsrechtslehrer verbreitet wurden.

Diese Staatsrechtslehrer waren Juristen und saßen von vorn herein den Staat als Rechtsverhältniß, als „das höchste Erzeugniß des Rechtes“ auf. Solche grundfalsche Auffassung des Staates machte jede Erkenntniß seines Wesens und seiner Natur unmöglich. Dennoch schrieben die Herren über den Staat dicke Bücher, die viele Auflagen erlebten, da die Studenten aus ihnen geprüft wurden. Außer von den Studenten pflegten diese „Allgemeinen Staatsrechte“ von keinem Menschen gelesen zu werden; denn was darin stand, war das reine Blindeluhspiel mit dem Staat. Was er wirklich von je her war und heute noch ist, fand man darin nicht; was er aber nie war und heute nicht ist, als Das wurde er in diesen Lehrbüchern dargestellt. Der Staat erschien da immer als „schöne Maske“. Sein wahres Antlitz durfte nicht gezeigt werden. Dieses Spiel hatte für die Staatsrechtslehrer den Vortheil, daß es in den Augen der Regirenden Gnade fand. Die juristischen Definitionen und Konstruktionen der Staatsrechtslehrer gefielen ihnen außerordentlich; und so befanden sich beide Parteien, Staatsrechtler und Regirende, dabei sehr wohl. Schlimm war es nur für die Wissenschaft vom Staat: die ging dabei leer aus. Vom Staat, von seinem Wesen und seiner naturgemäßen Entwicklung erfuhr man aus den staatsrechtlichen Lehrbüchern ein gar nichts.

Im Lande der Großen Revolution aber war im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts eine Erkenntniß aufgegangen: die Ahnung einer Soziologie, einer Naturwissenschaft der Gesellschaft (Auguste Comte). Die Mitte des selben Jahrhunderts brachte in Darwins Werk die naturwissenschaftliche Methode und Erkenntniß zu ihrer höchsten Blüthe. Neben diesem Sonnenlicht erblähten alle „Geisteswissenschaften“. Mit ihnen versank das „Allgemeine Staatsrecht“.

Auf Comte folgte Spencer; er führte das Werk naturwissenschaftlicher Betrachtung der Gesellschaft weiter. Da zeigte sich denn, daß der Staat nur

ein Spezialfall auf dem großen Gebiet der Gesellschaft ist; im Leben der Menschheit eine der vielen Episoden, deren Eintritt naturgesetzmäßig bedingt ist.

Auf einer Naturforscherversammlung aber (1876) hörte man gar einen Vortrag über „Das Naturgesetz der Staatenbildung“. Die Staatsrechtslehrer verhielten ihr Haupt ob solch frevelhafter Lästerung. In ihren „Literaturzeitungen“ wehklagten sie über solchen „bedenklichen Dilettantismus“. Das half aber nicht. Die Lavine war einmal im Rollen. Wenn auch die Juristischen Fakultäten mit ihren Staatsrechtslehrern als gute Hemmungsvorrichtungen die Entwicklung der richtigen Erkenntnis des Staates aufzuhalten eifrig bestrebt waren, so konnten sie doch nicht verhindern, daß die naturwissenschaftlichen Denker anderer Gebiete auf die Wissenschaft vom Staat neue helle Schlaglichter fallen ließen, die auch dem blödesten Auge die Haltlosigkeit und Hohlheit aller juristischen Staatslehren bewiesen. Solche benachbarte Gebiete waren: die Ethnologie, die politische Geographie im Sinn Nagels, die Soziologie. Und so kam es denn, daß die wahre Erkenntnis von Wesen und Natur des Staates nicht innerhalb der „Rechts- und Staatswissenschaftlichen“ Fakultäten, sondern draußen, von Ethnologen, Geographen und Soziologen, verkündet wurden. Nun hat wieder ein outsider, kein Jurist, sondern ein Mediziner, also jedenfalls Naturforscher, Franz Oppenheimer, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus das innerste Wesen des Staates wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, seine naturgesetzmäßige, immer und überall im Wesentlichen gleiche Entwicklung uns dargestellt, so daß ein Zweifel gar nicht mehr auskommen kann: im Staat haben wir es mit einem Stück Naturprozeß zu thun, der unabhängig vom Willen der Menschen nach ewigen, ehernen Gesetzen verläuft.*)

Das ist der große Gewinn, den uns der Umstand brachte, daß die theoretische Behandlung des Staates außerhalb der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultäten aufgenommen und der Staat einmal mit offenem Naturforscherblick angeschaut wurde.

Oppenheimers Absicht ist, „den Staat als sozialpsychologische Thatsache in seiner Entstehung und Entfaltung bis zum modernen Verfassungstaat zu verfolgen und zu versuchen, darüber hinaus eine begründete Prognose seiner weiteren Entwicklung aufzustellen“. Die bisherigen Staatstheorien waren Klassentheorien. „Eine Klassentheorie aber ist nicht Ergebnis des forschenden Verstandes, sondern des begehrenden Willens; sie braucht Argumente nicht zur Begründung der Wahrheit, sondern als Waffen im Kampf um materielle Interessen; sie ist nicht Wissenschaft, sondern Mimicry der Wissenschaft“. Nachdem der Verfasser die vielen Definitionen des Staates von Plato bis auf Henry Maine kritisiert und alle abgelehnt hat, erklärt er selbst den Staat als

*) Franz Oppenheimer: Der Staat. In der Sammlung „Die Gesellschaft“ (herausgegeben von Martin Bubert) Frankfurt, Rütten & Loening.

„eine gesellschaftliche Einrichtung, die von einer siegreichen Menschengruppe einer besiegten aufgezwungen wurde, mit dem einzigen Zweck, die Herrschaft der ersten über die letzte zu regeln und gegen innere Kämpfe und äußere Angriffe zu sichern“; „die Herrschaft“ aber „hatte keinerlei andere Endabsicht als die ökonomische Ausbeutung der Besiegten durch die Sieger“.

Indem Oppenheimer diese keineswegs erbauliche, doch unwiderlegbare Thatfache des staatlichen Lebens konstatirt, ist er bestrebt, uns mit ihr dadurch zu versöhnen, daß er sie als erste notwendige Etape zeigt, von der aus der „primitive Eroberungsstaat durch tausend Uebergänge zur Freibürgerchaft gelangt“. Die Triebfeder, die diese Entwicklung bewirkt, ist die Sorge fürs Leben. Zwei Mittel giebt es, sie zu befriedigen: Arbeit und Raub. Oppenheimer nennt das erste Mittel das ökonomische, das zweite das politische. Das erste begreift in sich eigene Arbeit und Tausch gegen Erzeugnisse fremder Arbeit; das zweite begreift in sich alle unentgeltliche Aneignung fremder Arbeit in den verschiedensten Formen vom einfachen Raub bis zur organisierten Herrschaft, wie sie im Staat geübt wird, der in dieser Hinsicht als „die Organisation des politischen Mittels bezeichnet wird“.

Begründer solcher Organisationen sind überall nomadisirende Hirtenstämme. „Der Nomade ist der Erfinder der Sklaverei und hat damit den Keimling des Staates geschaffen, die erste Bewirthschaftung des Menschen durch den Menschen.“ „Mit der Eingliederung der Sklaven in den Hirtenstand ist der Staat in seinen wesentlichen Elementen fertig. Er hat die Form der Herrschaft und den Inhalt der wirthschaftlichen Ausbeutung menschlicher Arbeitskräfte.“ Die weitere Entwicklung bringt „die ökonomische Differenzierung und die soziale Klassenbildung“; und zwar „finden wir bei allen entwickelten Hirtenvölkern die soziale Scheidung in drei verschiedene Klassen: Adel, Gemeinfreie und Sklaven.“

Damit ist das Gerüst gegeben, auf dem sich der primitive Staat aufbaut. „Das erste Stadium ist Raub und Mord im Grenzkiege.“ Das zweite entsteht, wenn der unterworfenen Bauer sich in sein Schicksal ergeben und auf jeden Widerstand verzichtet hat. Das dritte beginnt mit dem regelmäßig von der Bauernschaft ins Zeltlager der Hirten gelieferten „Zibut.“

Das vierte Stadium ist das der „räumlichen Vereinigung der beiden ethnischen Gruppen auf einem Gebiet“. Von diesem Stadium „führt die Logik der Dinge schnell zum fünften, das nun schon fast der volle Staat ist“. Das Charakteristische dieses Stadiums ist die Justizgewalt der Herrengruppe über die Bauern. Von diesem fünften Stadium führt „die Nothwendigkeit, die Unterworfenen in Raison und bei voller Leistungsfähigkeit zu erhalten, Schritt vor Schritt zum sechsten: zur Ausbildung des Staates in jedem Sinn, zur vollen Intranationalität und zur Entwicklung der Nationalität“. Damit ist „der primitive Staat fertig, Form und Inhalt“.

Aus dem primitiven Staat entwickelt sich allmählich der Feudalstaat, in dem „der Leistungspflicht der Bauern eine Schutzpflicht der Herren entspricht“; er führt dann zur „höheren Stufe“, auf der „das politische Mittel gegen andere, noch nicht unterworfenen Bauernschaften oder auf neue, noch nicht gebrandschagte Küstländer angewendet wird“. Auf dieser höheren Stufe betritt der Feudalstaat den Weg zum Großstaat. Zugleich mit den Eroberungen vollzieht sich die „Anhäufung des Grundeigenthumes in immer gewaltigeren Massen in den Händen des Grundadels“, wodurch der „entfaltete Feudalstaat“ entsteht. Durch all diese Entwicklung geht aber auch eine „ethnische Verschmelzung“ der heterogenen sozialen Bestandtheile des Staates, wodurch der „Verfassungsstaat“ herbeigeführt wird. In diesem erfolgt die „Emanzipation des Bauernstandes“; die moralische Hebung der arbeitenden Stände (Gewerbe, Industrie, Geldwirthschaft); endlich ist es die Wissenschaft, die, indem sie „die Superstition angreift und zertrümmert“, der weiteren Entwicklung den Weg bereiten hilft.

Von dieser weiteren Entwicklung hat Oppenheimer eine sehr optimistische Ansicht. „Die Tendenz der Entwicklung des Staates führt unerkennbar dazu, ihn seinem Wesen nach aufzuheben; er wird aufhören, das entfaltete politische Mittel zu sein, und wird Freibürgerchaft werden.“ Doch dieses Zukunftsbild greift ja schon über die Grenzen des Wissens und der Wissenschaft hinaus und ist vielmehr ein Erzeugniß subjektiver Stimmung. Allerdings muß der Wahrheit zu Ehren gesagt werden, daß die größten Philosophen und Soziologen über die Zukunft des gesellschaftlichen Lebens sich solchen optimistischen Hoffnungen hingeben. Ich brauche nur an die zwei großen Soziologen der letzten Zeit zu erinnern: an Ragenhofer und Lester Ward. So wollen wir denn auch mit Oppenheimer über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines solchen Zukunftsbildes nicht rechten. Sein großes Verdienst besteht in der detaillirten Beobachtung des Staatsentwicklungsganges, den er uns mit einer fast mikroskopischen Genauigkeit schildert. Und wenn auch, der Natur der Sache nach, solche Schilderungen, so weit sie nicht Historien sind, nur schematisch sein können: jedenfalls hat Oppenheimer mit großem Fleiß für jeden schematischen Zug, den er uns bietet, eine Fülle von Belegen aus Geschichte und Naturvölkerleben zusammengestellt, so daß seine Zeichnung volle Lebenswahrheit erhält.

In der ganzen staatsrechtlichen Literatur sehe ich über den Staat kein Werk, das uns über dessen Wesen, Entstehung und Entwicklung so viel Belehrendes bieten könnte wie dieses Werk Oppenheimers. Man hat wohl über den Staat viel, sehr viel philosophirt. Oppenheimer philosophirt nicht, sondern demonstrirt und unterstützt seine Demonstrationen, so zu sagen, mit Lichtbildern. Wir brauchen ihm nichts zu glauben: er zeigt uns Thatfachen; nur reiht er sie so an einander, daß die sie beherrschende Regel, das Naturgesetz des staatlichen Lebens, uns von selbst in die Augen springt.

Nus Südwestafrika.*)

Walischbay.

Der Kampf zwischen Eur und Brite hat nur matte Reflexe nach Südwestafrika geworfen. Die gewaltige Kalahari, eine geographische Brücke, aber politische Scheide, spielte das schlimme Walten in Südafrikas Ostlanden nicht zu uns herüber. Nur ein englischer Militärarzt ist aus Betschuanaland über die Grenze gestolpert und eine Kolte bedrängter Burenkämpfer fand den Schutz der schwarzweißrothen Neutralität.

Weit vom Schuß konnte sich der magistrato unserer englischen Enklave, die kein niederdeutsches Orlogschiff bedrohte, dem weiteren Ausbau seiner schon recht zahlreichen Familie widmen. So dachte er nämlich; aber es kam anders, wie wir nachher sehen werden.

Mr. Blumpudding überwachte seit neun Jahren mit anerkannterwertheter Be-

*) Am sechzehnten März ist Hauptmann Friedrich von Erdert in der Kalahari gefallen. Er hatte mit seinem Corps bei Keinab die Werts des Hottentotenkapitäns Simon Copper angegriffen, des einzigen Häuptlings, der gegen die Weißen noch im Felde stand, hat ihn mit dezimierter Mannschaft in den Busch getrieben, ist selbst aber eins der ersten Opfer des Kampfes geworden. Südwestafrika wird uns theuer. Mancher tüchtige Deutsche hat mit seinem Blute den Wüsten sand gesucht. Kein tüchtigerer als Friedrich von Erdert. Er war, als Soldatensohn, im Kadettencorps erzogen, vor neunzehn Jahren als Lieutenant ins Heer eingetreten, halb aber, weiß ihm daheim zu en wurde, nach Chile gegangen. Nach zwei Jahren kam er in die Heimath zurück, war Gardefüßilier, später Compagniechef in Braunschweig und hat Jahre lang dann unter Estorf ein Corps der südwestafrikanischen Schutztruppe geführt. Er soll ein ungewöhnlich begabter Offizier gewesen sein. Ich kann nur über seine literarischen Qualitäten urtheilen. Die waren sehr stark. Er schrieb wie Einer, ders im Metier zur Meisterschaft gebracht hat. Vor fünf Jahren hat er hier über den Transvaalkrieg, über Briten und Buren Artikel veröffentlicht, die in Architektur und Kunst der Darstellung nicht leicht zu übertreffen wären. Die Legende, die in jedem Buren einen Bahard, in jedem Briten ein Scheusal sah, hat er zerstückt und auf beiden Seiten die Dinge im richtigen Licht gesehen. „In Südafrika hat nicht der Heldherr gesiegt, sondern der Ingenieur und Organisator. Ohne Blockhausystem wäre die Unterwerfung der Buren nicht durchführbar gewesen. Den moralischen Einflüssen eines aufreibenden Kleinkrieges stand die phlegmatische Burenatur besser gewappnet gegenüber als der reizbare europäische Kulturmenschen. Den alten Krüger sentimental nehmen, zum Hero und Märtyrer kempeln, als Patriarchengefäßt in unserem Sinn hinstellen, den Glorionschein der Tragik um ihn weben: Das ist der Wummenschanz eines Gefühles, das nur auf fremden Boden gedeihen konnte. Vielleicht werden die Matappo-Berge, die in feinerem Belas das politische Geheimniß des südafrikanischen Bismarck bergen, noch zum Wallfahrtsort einer Rasse, die in der Bedrängniß die Interessengemeinschaft zusammenschweißt. In Englands Hand liegt die Entscheidung.“ Daß er auch Humor hatte, bewiesen die Skizzen, die er hier erscheinen ließ (und von denen ich ein paar heute noch einmal abdrucken lasse, um an diese Wesensseite des Mannes zu erinnern). Er konnte vielleicht ein deutscher Kipling werden. Doch Natur in ihm drängte zur That. Mit dem Schwert wollte er sechten. Ein schlichter Held, der nicht vergessen sein soll.

harrlichkeit den unaufhaltbaren Rückzug des ihm anvertrauten kolonialen Kleinstaates. Seine Kurzsichtigkeit schuf Swatopmund. Dank seinem Wirken ist Walfischbay, früher ein Gegenstand englischen Kolonialneides, heute ein in südwestafrikanischem Fleisch verkapelter Fremdkörper.

Walfischbay! . . . Ueber gelbe, in Nachtschweiß gebadete Dünen huscht der erste fahle Schein aus Osten. Mit rötlichem Zittern überstößt er (doch vergeblich) die in ewigen Starrkrampf verzerrte Natur. Ein Flamingo — Jugendheil vom Schnabel bis zur Schwimnhaut — selzt gravitatisch dem Uferstrand einer der hüfzigen Salzlagnen zu. Sie ziehen sich, einer Perlschnur in den Sand gespunder Riesenquallen gleich, am Strande entlang. Eine eiserne Röhre streicht, zu dicht für die Rafaellosigkeit ihres Steuers, über den freischgelheerten Landungssteig. „Wie unangenehm!“ denkt ein alter Pelikan, der zuschaut, und drückt grämlich an einem widerspenstigen Kapensisch. Um ein Wellblechdöcklein herum bemühen sich sechs Holzbuden, dem Namen Walfischbay einen Ort zu geben. Nicht mehr, als was so etwa am dritten Tage nach Weihnachten bei Kanzleiraths von dem Inhalt einer Kaufschachtel ganz geblichen ist. Aber Alles auch schon leicht ramponirt. Davor schlägt ein cholevrischer Ozean einen Buchten bildenden Haken um Pelikan-Point herum. Das ist Walfischbay. Seine Bewohner sind Scheinlebende. Einst hat hier die Harpune geschwirrt und der Thran gebrodelt. Das liegt dreißig Jahre zurück. Phosphoreszirende Walfischrippen, zu Haus am Strande, erzählen davon. Wer wagt, von Weltensöde zu sprechen, und hat diese Küste nicht geschaut!

Aus der leicht gekrümmten Oberfläche der Bucht ragt flügelstumm der ruhige Kumpf eines Schiffes, der „Oceanic“, hervor und markirt „Hafen“. Das ist nicht immer so. In Walfischbay ist „was los!“ Statt Köhlen nach dem Kap zu bringen, schwante sie mit gebrochener Schraube um Pelikan-Point herum und rührte sich nicht mehr. Das Unzulängliche, hier warbs Ereigniß: für die zwölf Bewohner von Walfischbay nämlich, die das Erscheinen der Arche Noah nicht gewaltsamer aus der Starre oder Alltäglichkeit gerissen hätte.

Aber gemach: es sollte noch toller kommen; noch toller in Walfischbay!

Aus Abend und Morgen ward abermals ein Tag in Walfischbay. In blähen-der Lächer Kreise sitzt bauchig um die bauchige Kaffeefanne Mr. Plumpudding, der magistrate. On Her Majesty's Service. Das Gespräch dreht sich — wie Das so an des Atlantischen Ozeans Stiefkäse zugeht — gewissermaßen um seine eigene Achse. Das Thema „Oceanic“ war erschöpft; mit ihrem Kapitän aber nichts anzufangen, denn der war teatotaler. Sonst hätte er ja nicht die Schraube gebrochen, meinten die biedereren Irländer, die von Liverpool ab — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — nicht einen Whiskypropfen gerochen hatten. Die haben es nachgeholt in Walfischbay! Aus der Lagune, über die der Blick vom Frühstückszimmer schweift, erhebt sich der „säilige“ Flamingo . . .

Da wird die Thür aufgerissen. Ein Hottentotenbergel stürzt herein und deutet, unfähig zu einem Laut, auf einen Reiter, der sein ermüdetes Pferd durch den Sand schleift. Ein Eilbote aus Swatopmund. Das hat Etwas zu bedeuten. Die five sisters Plumpudding fahren mit einheitlichem Ruck vom Kaffeetisch auf. Dabei fällt der Kaffee-Teller klirrend zu Boden. In der Aufregung achtet Niemand darauf, daß der Hottentotenbergel sich blüdt und häßig grapscht. Dem magistrate rutscht die Pfeife in die Zahnlücke. „Was ist los?“ schreit er und bringt sie mit

raschem Griff wieder in Positur. „Die Buren aus Südwestafrika wollen Walvischbay überfallen!“ So Der mit dem müden Pferd. Tableau! Der Hottentotensengel drückt sich mit gefülltem Vendenlay zur Thür hinaus. Natürlich nimmt er auch den Zuder mit.

Old england for ever! Sie sollen Helden finden! Die Streitkräfte, sieben zerlumpte Hottentoten, werden mobil gemacht. Der Kapitän holt seine Signalfanone von Bord. Von patriotischen Frauenhänden gehißt, steigt der Union-Jack den Mast hinan. Die Irländer wittern Government Whisky — der im store war längst alle — und lassen sich langsam bis an die Bühne bewaffnen. Mr. Plum-pudding — On Her Majesty's Service — fabelt nach Kapstadt um Truppenmacht und beginnt, nach berühmten Mustern um sein Territorium Draht zu ziehen. Fuß-angeln und Fallgruben müssen die Blockhäuser erfsehen.

Als man gerüstet ist, schreibt der afrikanische Tartarin einen pathetischen Brief an die Behörde in Swakopmund; er warne davor, sich nachts der Grenze zu nähern, und rufe die deutsch-englische Solidarität gegen Horden an, die sich jenseits vom Völkerrecht stellen.

Dann kehrt Ruhe und Fassung wieder ein in Walvischbay. Auf des Hottentotensengels Antlitz knallt es bereits. Drei Stücke Zuder fliegen aus den Badentaschen in den Sand. Und aus dem Vendenlay rollt der letzte Albert-Kafe.

Wie war das Alles gekommen?

In Swakopmund hatten die ernsthaften Leute — darunter natürlich der Verfasser — von Anfang an das Gerücht als Das bezeichnet, was es in Wirklichkeit war: ganz gewöhnlicher Wachtfeuerklatsch. Mit Hilfe der in südafrikanischen Steppen schon längst bewährten „drahtlosen Telegraphie“ hatte er seinen Weg überraschend schnell bis an die Küste gefunden. Der Entstehung war leicht nachzuspüren. Sagen da irgendwo ein paar Buren und Kolonialproleten nächstlicher Welle an Ochsenwagen um die knisternde Gluth herum. Das Gespräch kommt natürlich auf den Krieg. Man gedenkt der „Brüder“, die sich „da drüben“ für die „große Sache“ in die Schanze schlagen. So Etwas wie patriotisches Gewissen erwacht in den kumpfen Gemüthern. Der Blick fällt auf die Büchse, die dort am Dornbusch lehnt: hm . . . Ja . . . Sakrament . . . man müßte doch eigentlich . . . „Nach Walvischbay rücken“, pläzt da der Prolet dazwischen, „den Landungssteg kaputt machen, den Kommandator ins Meer stürzen, dem englischen Halsabschneider den Whisky austrinken“ — die Beute hatten von den Irländern keine Ahnung — „die Oceanic mit ihrem Kohlenvorrath in die Bay versenken und — last not least — Mr. Plum-pudding mal gründlich das phlegmatische Fell gerben!“

Der Plan war gut. Am Morgen trennt man sich. Der Eine zieht hierhin, der Andere dorthin. Der Abend bricht abermals herein. Neue Wachtfeuer flackern auf. Und da hier zu Lande die Gerüchte (stories) im Quadrat der Entfernung von ihrer Quelle wachsen, standen schon nach wenigen Tagen, dank ihrer bekannten Schnelligkeit, zu mobilisiren, sämtliche Buren von Südwestafrika vor der Walvischbay aufmarschirt.

Der sagt da noch, daß uns die Tragoedie ultra Kalahari nur mittelbar betührt habe!

Nach acht Tagen traf eine Compagnie Volunteers mit drei Offizieren aus Kapstadt in Walvischbay ein.

... „Damnod!“ knirschte Mr. Plumpudding in sich hinein, als er nach drei Monaten seine drei Schwiegeröhne an Bord brachte; „ich hatte bestimmt auf fünf gerechnet!“

Ein afrikanischer Werktag.

Dem Verwaltungschef liegt die allgemeine Polizeigewalt und die Strafrechtspflege über die Eingeborenen seines Bereiches ob. Hierin unterstützt ihn der Stammeshauptling. Ferner leitet er die gesammte Verwaltung, zieht Steuern ein, regelt die Landverkäufe, richtet Polizeistationen ein, bekämpft die Viehseuchen, baut die Wege und Brunnen. Er wohnt mit einer Anzahl weißer und schwarzer Polizeimannschaften und zahlreichem Arbeitspersonal auf einer geräumigen Station. Diese enthält Wohnräume, Bureau, eine Kasse, das Eingeborenen-Gefängniß, Küche, Badofen, Vorrathskammern, Probianzlager, Inventarien- und Materialendepots, Munitionraum, Konfirungskammer, Postamt, Werkstätten, Pferdeunterstände, Viehfralle und Dergleichen mehr, was zum wirthschaftlichen Leben einer größeren Niederlassung in einer halb entwickelten Kolonie gehört. Zum Stationsganzen zählt ferner: ein Garten, Wagenpark, Pferde, Maulesel, Zugochsen und Schlachtvieh. In den Bureauz blüht das Schreibwesen. Draußen am „Schwarzen Breit“ reiht sich Verordnung an Verordnung. Der Betrieb einer solchen Station läßt an Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. War mancher Kolonialfreund zu Hause würde darüber daß erschauern.

Sechs Uhr morgens fällt mit europäischer Pünktlichkeit ein Schuß, darauf ein Ochse. So schlachtet es sich besser mit ungelübten Leuten. Das Fleisch kommt in die Fleischkammer und wird in Portionen zerlegt. Im Badofen röstet das Brot. Vor dem Gefängniß stehen, in Säcke gehüllt, in einem Häuslein klappernder Wajere die Gefangenen. Der Polizeiselwebel theilt sie zur Arbeit ein. Die schwarzen Polizisten eskortiren mit geladenem Gewehr die einzelnen Gruppen nach den verschiedenen Richtungen. In der Küche brodeln in großen Kesseln der Reis. Vor dem Probianzamt wird die Kost an die schwarzen Arbeiter ausgegeben. Vom Felde kommen die Ochsen herein und werden eingespannt. Die Bureauz öffnen sich. In den Werkstätten ist es schon lebendig. Aus dem Garten tönt das Quietschen der Bewässerungspumpe herüber. Mein Bambuse puht das dicke Paradespferd, das ihm bei jedem Kardätschenstrich mit angelegten Ohren nach dem Hosenboden schnappt. Die Arbeitmühle beginnt zu klappern. Da wird geschmiedet, geschlossert, gemalt, gemauert, getischlert, geklemmert, geschustert, geschweibert, gesattelt, gezimmert. Ein emsiges Getriebe. Bald belebt sich der Hof mit weißer und schwarzer Bevölkerung. Die Einen kaufen Munition, die Zweiten gehen zur Post, die Dritten zur Zollabfertigung. Dieser will eine Frachtordve, Jener meldet seine seeben eingetroffenen Wagen an. Der Erste kommt, eine Farm zu kaufen; der Andere zeigt einen Viehdiebstahl an. Dem ist über Nacht der Grenzstein von seinem Grundstück verschwunden, bei Jenem eine Viehkrankheit ausgebrochen. Ein Ansiedler liefert einen frischen Hyänenkopf ab und fordert seine Prämie. Ein anderer beantragt handesamtliches Aufgebot. Die Schwiegermutter legitimirt sich. Nach dem Schwiegervater fragt kein Mensch. Die Braut zeigt etwas „lebhaftes Farben“.

In der Kasse werden Steuern eingezahlt, Beträge abgehoben, Bestellscheine ausgeschrieben, die verschiedenen Posten auf die Etatstitel verrechnet.

Vor der Station steht, von Firten umringt, blösend und brüllend eine ganze

Vandwierschaft. Ich soll die Erbschaftsteilung vornehmen. Die Böde werden von den Schafen geschieden und Alle gefragt, ob sie zufrieden sind. Der Kapitän kriegt seinen Kuhkeilochsen.

Ueber Nacht sind in der Kneipe zwei Kabaubröder einander in die Haare gefahren. Am Morgen kommen sie zur Polizei und Jeder verlangt für den Anderen Bestrafung. Mit einigen beschwichtigenden Worten werden sie sachlich an die Luft gesetzt. Von „oben“ kommt die Meldung, das Wasser sei in Dingsda am Transportwege ausgegangen. Einer beklagt sich, da „unten“ hätten die Pereros Wasserzoll von ihm verlangt. Dem ist eine Kuh fortgelaufen. Jener schleppt seinen Wagentreiber heran, der ihn bestohlen habe. Am ledernen Gängelband wird ein auf feischer That ertappter Viehdieb eingebracht. Vor dem Thor steht schon die Schaar der Großleute mit dem Kapitän an der Spitze. Sie kommen herein, stellen ihre Stöcke an die Wand und lassen sich auf der Bank im Beratungszimmer nieder. Endlose Verhandlungen beginnen. Da sind wieder tausenderlei Angelegenheiten zu besprechen. Ich berathe, beschwichtige, drohe, ermahne. Dann kommen die Gerichtssitzungen: meist Viehdiebstahl. Der Thäter läßt wie gedruckt, verteidigt sich mit unglaublichem Wortschwall, erzählt von Adam und Eva, aber antwortet nie auf die Frage. Jetzt lasse ich den Kapitän heran. Er stellt ein Kreuzverhör an und treibt geschickt die faulen Kunden in die Enge. Die Sache scheint klar und wird kurz zu Papier gebracht. Dann erfolgt Antrag nach Schema F.: ein paar Monate und die übliche Zuthat. Alles nicht. Die bewusste Wehlifte wird wieder bei Seite geschoben. Schon kommt ein neues Bild. Ein Händler bietet Schlachtvieh an. Der Proviantsmeister tagirt es ab. Der Mann kriegt sein Geld.

Inzwischen ist „Post“ eingetroffen. Man thürmt einen Berg Briefschaften vor mir auf. An alle sechs Dienststellen gerichtet, die ich in meiner Person vereinige. Die Coverts fliegen, Anweisungen werden ertheilt und die Schriftstücke nach Dienststellen geschickt. Dann geht es an die Arbeit. Da wird berichtet, gemeldet, angeordnet, mitgetheilt, begutachtet, nachgefordert. Aktenheft nach Aktenheft durchstöbert.

Es klopft. Ein schwarzer Rod erscheint: der Missionar mit einem Anliegen. Am Sonntag haben sie während des Gottesdienstes gesehelt! Er hat betrunkene Eingeborene gesehen! Hier scheinen ihm seine Weiberrechte gefährdet, dort legt er gegen eine Regierungsmahnahme feierlich Protest ein. Missionare protestiren stets. Aber nur die Protestanten.

Durchreisende — Kaufleute, Ansiedler, Mineningenieure — machen mir ihre Aufwartung. Ein Negerweib beklagt sich, daß ihr Junge von seinem Dienstherrn zu viel Prügel kriegt. Ein paar schwarze Kaufbröder wollen einen Kaiserlaubnißschein für Schnaps haben. Ich sage: Ich trinke auch keinen Schnaps. Da meint der Eine, er habe es „so im Wagen“. Ich schicke ihn zum Lazarethgehilfen. Der giebt ihm eine böse Mixtur: er kommt nicht wieder. Der Andere meint, er habe so lange keinen Schnaps getrunken. Ich erwidere, dann habe er sich ja an die Enthaltensamkeit gewöhnt. Der Dritte kriegt schließlich seinen Schein, weil er seine Schulden bezahlt hat.

Draußen wird eifrig an den neuen Gebäuden gemauert; Lehm geknetet; Ziegel gestrichen; Holz herangefahren; Ziegelöfen gesetzt. In Reihen kommen die Negerweiber mit ihren Kindern dahergezogen und bieten Gras für die Pferde zum

Verlauf an. Stunden lang hoden sie stumpfsinnig umher, bis sie ihren Becher Reis oder Mehl für das Bündelchen erhalten. Der Amtsschreiber, der Kassensführer, der Polizeifeldwebel, der Proviantmeister: Jeder legt eine dicke Unterschriftenmappe vor. Ich schiebe Berichte und Akten weg und fange an, zu unterschreiben. Mein Diener, zugleich Koch, meldet, das Essen sei angerichtet. In einer Viertelstunde ist der materielle Mensch befriedigt. Der Kaffee wird schon wieder am Schreibtisch eingenommen. So geht es weiter, bis der Sonnenball sich abendlich röthet. Das Pferd scharrt vor der Thür. Ein kurzer Kastritt. Der Abend bricht herein. Die zweite Mahlzeit wird eingenommen. Dann brennt die Lampe wieder über Büchern und Papier. Der Sandmann kommt. Noch eine Cigarette; dann in die Falle. Im Traum schreibe ich an meinen Berichten weiter. Der Morgen graut. Ich drehe mich auf die andere Seite. Die Sonne steigt bedenklich höher. Ich bekomme Gewissensbisse. Von draußen tönt schon das neue Tagesgetriebe zu mir heran. Entschluß! Ich springe auf. Die Badewanne steht bereit. Die Toilette ist beendet, — und das Alltagsleben hebt von Neuem an.

Ein „Afrikaner“ von Ruf hat Südwestafrika das Land der Faulheit genannt. Ich beantrage hiermit, den Ausspruch cum grano salis zu nehmen.

Neujahrskündigung.

Heute ist Neujahr! Der Tag der Unbescheidenheit und des Selbstbetruges, wo der Mensch in einem Meer von Wünschen plätschert und dabei mit sich selbst Versteck spielt. Goldene Berge begehrt und erhofft er; in der Dunkelkammer seiner innersten Ueberzeugung aber erwartet er höchstens ein Häuflein Flittergold. So geht es zu auf beiden Halbkugeln, also auch in SW., dem südlichen Weh unserer kolonialen Lastverjüde.

Neujahr! Zu Hause gleich einer Apotheose auf der Menschheit Wollen, Sehnen, Hoffen, Streben, Wirken, Schaffen. Ich glaube, der einzige Tag, an dem ein gemeinsamer idealistischer Zug die gesammte Kulturmenschenheit durchweht. Der Tag, der die Sehnsucht nach Zusammenschluß zu gemeinsamen Zielen und Zwecken in allen Strebenden flüchtig erweckt. Denn Alle beugen sich in gleicher Weise vor Chronos, diesem gewaltigsten der Erdentyrannen. An solchem Tage spürt man daheim den tausenden Schwung des Zeiterrades, der, sonst vom geschäftigen Hasten des Wertjahres überdönt, unseren Geist für wenige Stunden herausreißt aus der trüben Atmosphäre der Alltäglichkeit. Hier, in SW., aber, automatisch-nüchtern wie beim Zahlenstreifen eines Lagometers, kippt 00 über, 01 springt ein: der Jahreswechsel ist ohne Fahrtunterbrechung vollzogen. Das ist unser Neujahr . . . Aber hoffentlich nur für Den, der sich den selben thörichten Gedanken überläßt.

In der Silvesternacht hielt ich ein geistreiches Zwiegespräch mit dem phosphoreizirenden Schädel Nollkes über die großen Daseinsräthsel. Da, plötzlich, kamnte es auf; und von rothglühender Gluth verzehrt, sank das beinerne Traumphantasma in sich zu einem Wischenhäufchen zusammen und ließ mich, so klug als wie zuvor, über der Weltträthsel tiefstes verdugt zurück. Was ein Symbol? Wer kann sagen? In Afrika gebeißt keine Metaphysik. Dort liegen die Dinge hart bei einander. Ich hatte am Tage vorher über Nollke in der Zeitung gelesen, Eckermann mit Goethe belauscht, ein Protokoll über ein entstandenes Feuer aufgenommen und einen weißgrinsenden Regertschädel zur Beize in die Sonne gelegt. Voilà tout.

Am Neujahrsmorgen brachten mir meine Leute ein Ständchen, aus dem ich die Ueberzeugung ihrer Nüchternheit und erneut die Thatsache schöpfte, daß der Baß, unser musikalisches Schmerzenskind, sich noch immer nicht so recht der Harmonie gewissenhafter Notentonspektation anzubowen vermochte. Dann erhielt der Missionar seinen Choral. Profane Weisen, die mit größeren Zwischenpausen folgten, ließen auf Trantopfer schließen. Wahrscheinlich im bewußten süßlichen Proselytenwein vom Kap, womit hiesige Missionare über Besuche zu quittiren pflegen. Auch unsere Weihnacht haben wir gehabt; mit Pseudobaum. Ein kaukasischer Bandit mit höchst ehrwürdigem Bart, einem Pflöschchen im Gürtel und Strippe zum Ziehen vertrat den Knecht Ruprecht. Ein Rafael, einer von denen, die man ihrer schlechten Haltung wegen nicht in Kinderzimmer hängen soll, baumelte filzmillendernd über ihm. Kleine Geschenke wurden verlost, ein gemeinsames Mahl schloß sich an. Wir suggerirten einander Eis, Schnee, Djenwärme, Lichterglanz, Heimatdunst und was sonst noch äußerlich und innerlich dem sentimentalen Deutschen „Weihnachten“ bedeutet. Die Leute halfen mit Bier und Punsch nach. Ich aber schlich mich bei Zeiten nach Hause.

Sentimentalität ist die einzige deutsche Waare, auf der in Südwestafrika noch kein Einfuhrzoll laftet.

Landkonzessionen.

Die Ertheilung unserer großen Landkonzessionen greift in die Zeit zurück, in der die afrikanischen Erwerbungen Deutschland die moralische Pflicht auferlegten, sie in den Augen der Oeffentlichen Meinung und des Reichstages zu rechtfertigen. Endlich mußte Etwas auf wirtschaftlichem Gebiet geschehen. Aber was sollte man mit S. W. A., dieser sauren Frucht, anfangen? Im Lande tobte der Krieg, der an die Verfolgung wirtschaftlicher Ziele vorerst nicht denken ließ. Auch war der Erwerb von SW. keine Sondirung auf kolonialen Werth vorausgegangen. Man griff unter dem Druck der moralischen Verpflichtungen einer aufstrebenden Groß- und Weltmacht rasch zu, als das letzte noch nicht vergebene Stückchen Welt gewissermaßen unter den Hammer kam. Das deutsche Kapital hatte wohl den Weg nach Argentinien, nach der Türkei und Griechenland gefunden, wo, wenn auch unter Mißwirtschaft, immerhin Werthe vorhanden sind. Für SW. aber, wo Alles auf ungewissen Voraussetzungen beruhte, war es erklärlicher Weise nicht zu haben. Die deutsche Hausfrau wie der deutsche Kapitalist zeichnen sich Beide durch Genauigkeit der Berechnungen aus. In SW. Geld anzulegen, setzte damals einen spekulativen Sinn, größeren mammonistischen Wagemuth voraus. Wie er den durch ihre geschichtliche Entwicklung an weiteste Horizonte gewöhnten Engländern eigen ist. Die Politiker fragten die Regierung: „Nun sag', wie hast Du mit SW?“ Und verlangten eine positivere Antwort, als sie Faust in der Gartenjense darauf gegeben hätte. Wirtschaftliches wurde verlangt. Man versiel, als auf das „Nächstliegende und Bequemste“, auf Konzessionen. Wer aber eine Waare loschlagen will, läßt mit sich handeln. Auch stand SW. damals bei uns selbst zu niedrig im Kurs, als daß wir ängstlich die zu gewährenden Zugeständnisse nachprüfen konnten. Man gab mit offener Hand und geschlossenen Augen und war froh, daß überhaupt ein Bieter da war. Allmählich begannen sich aber auch für SW. die Zeiten zum Besseren zu wenden. Das Schädelspalten hörte auf, die Verwaltung sagte Fuß, die Grundstücke für eine Wirtschaftspolitik wurden aufgestellt und das Herz der Kolonialpolitiker füllte

sich in plötzlichem Umschwung mit recht optimistischen Hoffnungen. Man stammelte von dem Mineralreichthum Transvaals, den Viehheerden Argentiniens, den Naturerzeugnissen Indiens. Vor allen Dingen glaubte man den Zeitpunkt gekommen, den bewußten „Dünger“, den Deutschland alter Tradition gemäß dem Jungboden der Weltentwicklung zuführt, nun endlich auf eigenem Acker unterpflügen zu können. Das Wort „Auswandererkolonie“ entstand als gleichendes Schlagwort. Der deutsche Bauer konnte sich hinüberreiten zu neuem Daheim, bevor sein Dachstuhl unter der Hypotheklast zusammengebrochen war. Das war liebliche Musik. Man fing an, sich mit S. W. zu beschäftigen. Berufene und Unberufene kamen heraus und ergossen sich in breiten Wirtschaftsprogrammen. Die Kolonialregierung selbst erhielt neuen Antrieb zur Bethätigung. Was damals verabräumt, wurde nachgeholt. Man begann, die Konzessionen nachzuprüfen, und fand auf der einen Seite, daß man thatsächlich Werthe verschleudert hatte, und auf der anderen, daß man in seinem eigenen Hause nicht mehr völlig Herr und Gebieter war.

„Eine nette Gesellschaft!“ dachte die portugiesische Kolonialregierung. Da wollte die S. W. A. C. Limited ihre Bahn nach der Tigerbay bauen.

Africanus minor.

Als Handwerker, Kaufmann, Soldat, entgleister Landwirth und „Verlorener Sohn“ kommt er zu uns herüber; findet bald hier, bald dort sein täglich Brot — auch eine Flasche Bier muß bei dem Brote sein! — und akklimatisirt sich. Ein kategorisches Streben erfüllt ihn: selbständig, sein eigener Herr zu werden! Um so schneller und grünlicher, je weiter er daheim von diesem Ziel entfernt gewesen ist. Man wandert doch nicht aus, sich auch ferner sauren Monatslohn in persönlicher Abhängigkeit zu verdienen. Die Zeit verstreicht, der große Augenblick ist nah. Der Mann mit dem Drang nach oben, der es schon ganz leidlich versteht, seine Muttersprache mit Kaffern- und Burenbroden zu verhungern, faßt einen Entschluß: er sucht sich einen Kreditgeber. Ich empfehle den heimathlichen Mittelstandspolitikern dringend das Studium südwestafrikanischer Kreditverhältnisse. Der Realist pumpt sich Waaren, Karre, Treckhosen und zieht ins „Handelsfeld“, den Negerbusch, um Talmiringe und Khatihosen in Ochsen und Ziegen zu verwandeln. Das sieht die Regierung nicht gern.

Auch der Idealist pumpt sich Waaren, Karre, Treckhosen. Außerdem aber — er ist eben das Opfer seiner Weltanschauung — Baumaterialien, Brunnengeräth, Zuchtvieh und wird „Farmer“. Er denkt: Großgrundbesitzer. Das sieht die Regierung gern.

Als Steppengebieter, ein König unter den Schwarzen, von keinem Zwang eingeschränkt, verdient der Realist, wenn es ihm gut geht, gerade genug, um seinen Kreditgeber in Bewilligungslaute zu erhalten. Geht es ihm schlecht — Das ist die Regel —, so decentralisirt er den Pump und wartet der Zahlungsbefehle, um mit verbindlichem Bedauern zu erklären: „Keis!“ Das heißt: „Mer ha'n nix!“ Das geflügelte Wort „Zi ja Alles da!“ ist in S. W. nicht heimathberechtigt.

Der Idealist sieht — auch als absoluter Herr — zwischen Lehm und Wellblech mit seinem schwarzen Gesinde in rather Dorneneinsamkeit und denkt über die hundert „Bennis“ nach, mit denen ein südwestafrikanischer Wirtschaftsbetrieb zu rechnen hat. Er sieht nicht die Rauchsäule seines Nachbarn, bieweil er meist keinen hat, und kommt mit der Behörde — wie angenehm! — nur in Berührung,

wenn er sie braucht. Seine schwarze Haushälterin kocht und wäscht für ihn und theilt, nach dem Grundfatz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, sein von keiner Gast verführtes Leben. Eine weiße Frau ist selten und theuer. Eine schwarze will zwar auch behängt und beschenkt sein, ist aber doch ein gutes Theil bequemer und billiger. An dem Brosamen heischenden Anhang fehlt es aber auch ihr nicht.

In diesem Negermilieu fühlt sich unser Mann wohler, als es dem kulturellen Fortschritt dienlich ist. Sein Bildungsgrad legt dem menschlichen Gang nach unten kein Hemmnis in den Weg. Er paßt sich geistig einem Land an, das für die Dauer dem Gebildeten zur Nichtstätte seiner ideellen Welt wird. Das natürliche Beharrungsvermögen und die historische Scham des Auswanderers, nicht mit leeren Taschen zu den Seinen zurückzukehren, tragen dazu bei, den Grundherrn an seine dürre Scholle zu fesseln. Vor der heimatlichen Enge, vor persönlicher Abhängigkeit, also vor der Rückkehr, zittert er. Braucht er Bargeld, so bewirbt er sich um eine „Regirungsfracht“, die er gewöhnlich nicht erhält. Dann greift er, kurz entschlossen, in den Kral und bringt ein paar Schlachtochsen auf die Station, die ein rationeller Betrieb noch nicht für reif zum Verkauf erklären würde. Bargeld zahlt nur die Regierung.

Trotz Alledem ist dieser meist in der Weißgluth südwestafrikanischer Wirthschafterfahrungen gehärtete Dilettant als Kolonist geeigneter für unser Land als der deutsche Bauer. Der paßt hierher, wie der preussische Kanzleirath in eine südamerikanische Verwaltung. Beide ständen mit ihrer Lichtigkeit an verkehrter Stelle. In Südwestafrika herrschen besondere Lebensbedingungen. Daran ändert alle Privatdozenten-Weisheit nichts.

Der gegebene Mann für unser Land, in rein wirtschaftlicher Beziehung, ist der Bur. Er ist in seiner zwischen Natur- und Kulturvölk schwebenden Eigenart mehr Erzeugniß des Bodens als der Rassenmischung. Sein Land aber ist dem unseren verwandt; wenn es auch nur die verarmte Seitenlinie darstellt. Der Bur bringt Weid, Aind, Vieh und Alles, was sein ist, mit und lebt bei seiner Anspruchslosigkeit und seiner patriarchalischen Wirthschaftsorganisation um so billiger, je verheiratheter er ist. Der deutsche Farmer dagegen krankt an einer Familie.

Uns aber, besonders aus Rücksichten völkischer Romantik, mit Buren ausfüllen: Das wäre ein schwerer politischer, sozialer und kultureller Fehler. Bald würden die niederdeutschen Stammesbrüder rufen: „Nieder, deutsche Stammesbrüder!“

Ueber dem Realisten und Idealisten steht als dritte Kategorie der Effektier. Der baut eine Wellblechhude am rechten Ort und holt sich eine Schankkonzession. Das ist der einträglichste Farmbetrieb in Südwestafrika.

Tagebuch.

14. VIII. Heute sind fünfzig Dienstbriefe eingegangen.

1. IX. In China sind Wirren ausgebrochen. Eine Expedition wird ausgerüstet. Wer doch mit dabei sein könnte! Da scheint sich etwas Welttrummel zu entwickeln. Hier rostet das Schwert in der Scheide; die Feder aber gleitet rastlos über das Papier. Ein paar Missionare ermordet. Wir fällt dabei ein Wort des alten, milden Fontane aus einem Brief an Harden ein: „Wenn ich lese, daß wieder ein Missionar ermordet ist, thut mir der arme Kerk fürchtbar leid; aber von Prinzip wegen kann ich ihn nicht bedauern. Ich finde es anmaßlich, wenn ein Schustersohn aus Herrenhut vierhundert Millionen Chinesen befehlen will!“ Charity begins at home!

24. XI. Es fängt an, heiß zu werden. Bald sind wir wieder in Gluth und Heuschreden getaucht. Ich gedenke mit Sorge unserer Thiere. Fällt in diesem Jahr der Regen nicht reichlicher, so müssen wir sie mit Verordnungen füttern.

13. VII. Mein Diener tritt aufgeregt herein und meldet, draußen sei ein großer Stern mit einem langen Schweif. Es fehlte nur noch der Zusatz: „der mich zu sprechen wünsche.“ Ich ging hinaus und erklärte ihn für einen Kometen. Danach wird der Diener so klug als wie zuvor gewesen sein.

25. VIII. Der letzte Intransigent, der Ortsjude, hat Frieden mit der Regierung gemacht. An seinem Geburtstage trank er sich Muth, damit er mein Antlitz ertragen könne. Ich ließ ihn zappeln und kehrte dann nach Peking zurück. Hämische Leute munkeln, die Kaffern hätten ihn im Trankebaal eines schönen Tages schlankweg über den Dreißelbaum gezogen. Das wird wohl aber nur der Konkurrenzneid eingegeben haben.

13. X. Meine Familie ist um zwei Babiane vermehrt worden. Sie haben vor der Thür ein Häuschen bekommen, sind aber durch feste Riemen in ihrem Zerstreungsradius beschränkt. Steht der Wind darauf, so spüre ich in meinem Zimmer ihres Wesens einen starken Hauch. Der große geht bei seinen Liebesdiensten etwas brutal zu Werk. Er hat dem kleinen schon das ganze Fell blutig geknipselt. Dem kleinen haben die Hunde beim Fang einen Daumen abgebissen. Er wird täglich regelrecht verbunden.

7. I. Mein neuer Bambuse hat die ersten Sengen gesehen. Am Nachmittag bringt er mir dafür ein hölzernes Milchgefäß mit Schöpföffel aus Mutterns Pontot als Präsent. Ich verbandichte mich am nächsten Tage durch einen Gürtel. Ich hätte durch sofortige Erwidmung des Geschenkes grob gegen die gute Sitte verstoßen.

16. III. Eine Jagdexpedition ist aus Deutschland eingetroffen. Der eine Theilnehmer ist kein Keuling mehr in Afrika. Er hat die Reise in Angola gemacht, die ein kronenordentlicher Herr dann als die seine beschrieb. Der war aber nicht der erste „Afrikaner“, der dem Mitteleuropäer die Hude vollgeschmeuert hat. Der zweite Jagdkampan: ein gemüthlicher Sektropsen mit leichtem Austernglanz im Blick. Er hörte nie zu, quillte aber über das Richtigebröte stets mit einem: „hm . . . Ja . . . Sehr interessant! Wirklich sehr interessant!“ Das glaubte er Afrika schuldig zu sein. Vom Lotterbett seines mit Wein- und Bierkisten vollgepfropften Salon-Dachsenwagens aus sah er sich Afrika an. So bewahrt man sich die Distanz für das Pathos heimathlicher Berichterstattung.

Ja, ja, sieben Wochen durch die Wüsten und nur zwei Nächte davon nicht in den selben Kleidern; in den Sand gestreckt und mit Mondschein zugedeckt; Das macht den Menschen mit der Eigenart eines Landes vertrauter. Ein dreizehnstündiger Ritt — in drei Abschnitten —, um am nächsten Mittag die Labung spendende Pflüge zu erreichen: Das läßt die Natur in anderer Auffassung erscheinen. Löwenbräu und Steinberger Kabinet schmecken besser als Salz- und Jauchwasser. Dazwischen gähnt die Kluft einer ganzen Weltanschauung.

Wer sich als Globetrotter braun einlappen kann, muß von Allem „da draußen“ begeistert sein. Daß er dabei meist Schein für Wirklichkeit nimmt, verschlägt ihm ja nichts. Im Gegentheil. Ein Land lernt aber nur Der kennen, dem es sich auch in seiner Erbarmungslosigkeit offenbart hat.

Hauptmann Friedrich von Erdert.

Garden im Recht?

Stahl soll einmal in einer Kreuzzeitungsverammlung gesagt haben: „Meine Herren, vergessen wir nicht, auch das konservativste Blatt ist immer noch mehr Blatt als konservativ.“ Gesunder Menschenverstand, klare Einsicht in die Verusnothwendigkeiten und eine aller Heuchelei abholde Heiterkeit spricht aus dieser Aeußerung, die man im Hinblick auf die Abstammung oder auf die Evolution des Sprechenden jüdisch oder junkerlich finden kann. Nous avons changé tout cela: so Etwas sagt man heute nicht mehr, mindestens nicht vor mehreren Zeugen. Die Presse, vor Allem die berliner Presse, ist ethisch geworden, ethisch bis auf die Knochen. Sie bethätigt diese Läuterung, wie wir Menschen unser moralische Superiorität mit Vorliebe bethätigen: durch Schimpfen. Ein englisches Blatt veröffentlicht die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm an den Ersten Lord der Admiralität ein (nach Zeitungberichten ungemein wigiges) Schreiben gerichtet hat. Die berliner Presse brandmarkt diese Publikation mit einer Entrüstung, die bald rauh, bald knirschend aus der zottigen Hochbrust tönt. Niemals würde etwa die Tägliche Rundschau, dies Quademecum germanischer Sittlichkeit, sich durch eine solche Indiskretion bemakeln. Freilich, bei anderen Blättern läutet der Herr Verleger täglich dreimal nervös nach dem Chefredakteur (wie stolz Das klingt!) und fragt, mit dem imperatorisch gereckten Zeigefinger drohend auf das neueste Scherblatt deutend: „Warum haben wir Das nicht? Wollen Sie denn immer nachhinken?“ Alle leitenden Männer unserer Journalistik würden die ewige Seligkeit um eine Sensation geben, wie die Times sie eben ihren Lesern serviren konnten. Aber wenn wir nichts von England gelernt haben, Eins haben wir den Bettern abgeguckt: den cant. Nur ist da drüben der cant eine staaterhaltende Institution großen Stils und in gewissem Sinn ein „Mehrer des Reiches“, während hier eine feige und kleinliche Heuchelei getrieben wird, die den Heuchler demoralisirt und keinen Menschen täuscht. Bin ich vielleicht im Irrthum? Ist die fromme Scheu vor der Sensation vielleicht echt? Oder walten hier verborgene Gesetze? Darf man schreiben: „Olga Kolitor eine Mörderin“? Muß man flüstern: „Garden ist im Recht“? Fast scheint es so; denn die Brochure*), von der ich jetzt sprechen möchte, wird von Mund zu Mund gelobt, auf Holzpapier aber wird sie weder getähmt noch getabelt, sondern totgeschwiegen. Doch vermuthlich hat sie ein zähes Leben, vermuthlich ist sie das erste Zeichen, das da bezeugt: La vérité est en marche. Oder durfte nur Zola die kühne Apostrophe, die zur geheiligten Formel ward, durfte auch er sie nur im Hinblick auf Drenfus sprechen?

Ich muß es konstatiren: hier liegt ein Büchlein vor, das eine Sensation

*) Garden im Recht? Eine Betrachtung von Frank Wedekopp. Hermann Walker, Berlin. Preis: 50 Pfennige.

ist; und die berliner Presse ignorirt diese Sensation. Diese Haltung ist entweder verblüffend sitzlich oder frappirend unsittlich. Nur Eins scheint mir sicher: wenn der Titel der Brochure lautete „Schulze im Recht?“, so würde sie in Hunderten von Artikeln besprochen werden. Die Pössische Zeitung, die zu dem Namen Harden so steht wie Sandeaus alter Marquis zum Namen Buonaparte, ist tonangebend geworden; die erste Regel für den journalistischen Rekruten ist die, den fluchwürdigen Namen des Achers nicht auszusprechen. Es ist eine der vielen Selbsttäuschungen, mit denen wir uns als Nation das Leben erleichtern, daß wir Deutsche das individuellste Volk der Welt seien: wir sind mindestens eben so sehr Heerde wie jede andere Nation. Und es ist eine der vielen Selbsttäuschungen, mit denen wir uns als Glied der Menschheit das Leben erleichtern, daß die Zeit der seelischen Raffenerkrankungen vorüber sei: sie haben nur andere Formen angenommen. Beweis: die verabscheuenswürdige Einmüthigkeit der berliner Presse im Fall Harden. Genug. Ich möchte nur Denen, die unparteiisch sein wollen, die Bitte ans Herz legen, die Brochure „Harden im Recht?“ zu lesen und sie zu verbreiten. Und möchte diese Bitte motiviren, indem ich sage: Wer sie liest, wird weiser und besser werden. Vielerlei wird er aus ihr lernen können. Da ist ein Mensch, der einen Kampf kämpft. Nicht aus kleinem Eigennuz, sondern um eines Zieles willen, das wir nach dem Maß unserer Epigonzeit groß nennen dürfen. Er führt diesen Kampf mit bewunderungswürdiger Zurückhaltung, mit der nobelsten Oekonomie, er ist dem Sieg nah, hat scheinbar schon gesiegt: und ein körperliches Versagen entreißt ihm den Preis der patriotischen Mühe. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!

Er befreit einen Herrscher aus einer unwürdigen Umklammerung, die ganze Nation jubelt ihm zu. Ein Gerichtsverfahren verurtheilt ihn, ein Gerichtsverfahren, das von Anfang bis zu Ende nur eine einzige Anomalie ist: und die Oeffentliche Meinung schlägt ihn ans Kreuz. Der Ruhm, sagt Schopenhauer, ist der köstliche Bissen, den unsere Eigenliebe uns reicht. Mit erquickender Fülle der Empfindung hat Nietzsche das allzu kluge Wort so berichtigt: „Er ist der Glaube an die Zusammengehörigkeit und Kontinuität des Großen aller Zeiten, er ist ein Protest gegen den Wechsel der Geschlechter und die Vergänglichkeit.“ Aber bewußt mag uns bleiben, daß wir uns am Beifall unserer Volksgenossen nicht berauschen, daß wir unter ihrer Mißbilligung nicht erliegen dürfen.

Hier war ein Mann, der dem Schriftstellerstand unendlich viel geleistet hat. Die „Zukunft“ ist nicht die Stelle, es zu rühmen. Ich verweise auf die Brochuren von Paul Wiegler*) und R. F. Sturm**). Jener hat in

*) Maximilian Harden. Von Paul Wiegler. Virgil-Verlag, Charlottenburg.

***) Maximilian Harden. Von R. F. Sturm. Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig.

engem Gefäß eine Essenz von feinstem Aroma bereitet. Dieser ist ein eleganter Popularisator vom Schlage der Wildemeister und Homberger. Die deutsche Journalistik aber hat das Wort Schwarzenbergs bethätigt: *Nous étonnerons le monde par notre ingratitude.*

Wer dies Alles ermüdet, wer es durchzufühlen versucht, Der wird durch die Lecture des Büchleins weiser werden. Und doch hat der Verfasser nicht für Philosophen: er hat im Drang der Stunde für Zeitgenossen geschrieben.

Goethe hat einmal gerufen: „Bedauert doch den außerordentlichen Menschen“ (er meinte Lessing), „daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben, daß er immerfort polemisch wirken mußte.“ Es giebt kaum eine heißere literarische Aufgabe als eine durch den Stoff erzwungene, ununterbrochene Polemik. Frank Wedderkopp mußte achtundsiebzig Seiten Polemik schreiben. Trotzdem ist ihm gelungen, das *genre ennuyeux* zu vermeiden: er ist augenscheinlich ein kluger Kopf, dessen rationalistischer *flair* sich manchmal zum Scharfsinn steigert und der durch leichte Ironie vor der Eintönigkeit bewahrt wird, die der Stil der unermüdblich Bohrenden so leicht annimmt. Die Analyse der Artikel Gardens ist vortrefflich, die Darstellung der juristischen Irrungen und Wirkungen lichtet klug das Dunkel. Doch die literarischen Qualitäten sind nur für die Leute vom Metier wichtig, die hier das Handwerk grüßen. Auf das Publikum aber müßte die Brochure, wenn mich nicht Alles trügt, wie eine Offenbarung wirken. Es sieht hier die wundersamste Gerichtsprozedur, die sich erdenken ließ, sieht insbesondere den Herrn Landgerichtsdirektor Lehmann, sieht den blanken Ehrenschild des Grafen Moltke, der nun fast so berühmt ist wie der Schild des Achill. Die beiden Schilde haben die Ähnlichkeit, daß von ihnen ein ganzes Kompendium der zeitgenössischen Kultur abzulesen ist. Es sieht den Fürsten Dreadnought . . . pardon, Eulenburg ohne Krücken und Stützen, Eulenburg intime, der leidet, ohne zu klagen. Das Buch weist nach, daß von der Aussage der Frau von Elbe alles Wesentliche bestehen bleibt, daß man die Frauen „Klosets“ und den Kaiser „Liebchen“ nennen und doch ein moderner Bayard bleiben kann. Es bringt auf jeder dritten oder vierten Seite Das, was ruchlose Menschen in entarteter, nun, dank der berliner Presse, überwundener Zeit eine Sensation zu nennen pflegten. Enfin, es ist eine Brochure, von der um keinen Preis öffentlich gesprochen werden darf: sonst würde uns vielleicht um den Bestimmungsgabel unserer Presse, um die Unfehlbarkeit unserer Justiz, kurz, unsere ganze Gottähnlichkeit bang. *Silentium!* Denn das Schweigen geziemt allen Gewählten. *Sub auspiciis regis* wird in Preußen Recht gesprochen. Möge Niemand versäumen, mit Wedderkopp dieses Recht nachzuprüfen.

Eduard Goldbeck.



Die Banfbilanzen.

In den Kabinetts der Großbanken darf man endlich an Ruhe denken. Das Schlimmste ist überstanden. Die Jahresabschlüsse sind veröffentlicht und kritisiert, die unvermeidlichsten Aufsichtsrathssitzungen abgehalten. Jetzt nur noch die Generalversammlung (bloße Formsache); dann in den Nord-Sub-Express, um in Meran oder am Mittelmeer, wenns da nicht schon zu warm ist, den angespannten Status der Nerven wieder etwas liquider zu machen. Nach den letzten Abschlüssen scheinen die Aktionäre fast mehr der Erholung bedürftig als die Bankdirektoren. Haben die Aktionäre Anlaß, unzufrieden zu sein, so ist damit freilich noch nicht gesagt, daß die Banken schlecht gearbeitet haben. Sie haben sich im vergangenen Jahr bemüht, die Bewilligung von Kredit möglichst wenig einzuschränken, um die Krisis nicht zu verschärfen, und mußten diese löbliche Bereitwilligkeit an ihrer Liquidität häßen. Denn das Ausland hat in dem Jahr der amerikanischen Krisis große Beträge seiner Guthaben von den deutschen Banken zurückgezogen; die Industrie hat ihre Bankguthaben benutzt, um sich bis zum Tag der Möglichkeit, weiteren Geldbedarf durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen zu decken, durchzuhelfen; das Publikum hat, trotz der Lockung mit hohen Depositenzinsen, nur zum Theil seine Effektenanlagen in bare Einzahlungen verwandelt; und die Banken mußten für fremdes Geld im Kontokorrent den selben hohen Zins zahlen, den sie selbst von ihren Debitoren forderten, und konnten deshalb die ihnen durch die Entziehung der Guthaben verlorenen Summen nicht so schnell, wie sie wünschten, ergänzen. So mußten sie ihre greifbaren Mittel stärker in Anspruch nehmen und die Folge war: geringere Liquidität. Die Momente, die den Banken das Geschäft erschwerten, sind bekannt: Amerika, Börse, Hamburg. Das Effektengeschäft ging schlechter als je; und mit dem Zusammenbruch der hamburger Bankfirma Haller & Söhle begann eine Aera von Insolvenzen, die mit den Fällen Eberbach und Friedberg hoffentlich ihren Höhepunkt erreicht hat. Den reichlicheren Ertrag aus Zinsen und Wechseln, der bei einem durchschnittlichen Bankdiskont von 6,00 Prozent nicht ausbleiben konnte, haben die Mindergewinne an Effekten und Konfortialgeschäften und die Verluste, die hier und an Debitoren erlitten wurden, bei einzelnen Instituten fast unwirksam gemacht. Ohne die Einbußen und Abschreibungen hätten wohl alle neun Berliner Großbanken die selben Dividenden wie im vorigen Jahr gegeben; so aber konnten es nur die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft, Berliner Handelsgesellschaft und Mitteldeutsche Kreditbank, während die Kommerz- und Diskontobank 1, Dresdener Bank, Schaaffhausen und Nationalbank je 1½, und die Darmstädter Bank sogar 2 Prozent weniger zahlen. Eine Durchschnittsdividende von beinahe 8 Prozent ist gewiß nicht ungünstig; bei dem Durchschnittskurs von 145, den die Aktien der neun Banken haben, ist noch immer eine Rente von 5½ Prozent, die sich sehen lassen kann.

Den Offenen Reserven wurden 5½ Millionen weniger zugeführt als im vorigen Jahr. Das ist vielfach getadelt worden; auf Kosten der Reserven, hieß es, darf die Dividende nicht abgerundet werden. Ist dieser Satz unbedingt richtig? Die Reserven der Banken sind Betriebskapital; nichts Anderes. Ihre Existenz bietet also an sich eben so wenig eine Bürgschaft wie die des Aktienkapitals. Die Beträge, die nicht ausgeschüttet, sondern in Reserve gestellt werden, dienen im Grunde zur Verstärkung des Betriebskapitals. Neben der Summe fremden Kapitals, das in

den Banken arbeitet (im Ganzen sind es 3440 Millionen) tritt das eigene Kapital (mit 1508 Millionen) zurück; ob dieser Summe mal in einem Jahre 5 Millionen mehr oder weniger zugewiesen werden, ist nicht so ungeheuer wichtig. Mehr als auf die Offenen kommt es auf die Stillen Reserven an, die in den eigenen Engagements der Banken stecken. Die Dividende von 4 Millionen auf 800 000 Mark Aktien der Internationalen Bohrergesellschaft in Erfelenz hat dem Schaaffhausenschen Bankverein diesmal gute Dienste geleistet; sonst hätte die Bilanz noch ganz anders ausgesehen. Dresden-Schaaffhausen hat an Verlusten und Abschreibungen das Höchste erreicht. Im Ganzen $5\frac{1}{2}$ Millionen. Darunter 350 000 Dollars Aktien einer amerikanischen Bank (Sovereign Bank of Canada). Die Dresdener Bank ist außerdem durch ihre hamburger Filiale geschädigt worden. Daß Schaaffhausen in der Liquidität der Bilanz den letzten Platz belegt hat und die Dresdener Bank nicht allzu weit von ihrer Genossin entfernt ist, erscheint weniger wichtig als die Thatsache, daß beide Institute zusammen 1289 Millionen zur Befriedigung des allgemeinen Kreditbedarfes beige-steuert haben. Die Rehrseite der Mebaille zeigt, daß das zum ersten Mal zur vollen Dividende berechnete, um je 20 Millionen erhöhte Aktienkapital nicht die selbe Verzinsung erlangt hat wie der vorjährige Kapitalbetrag. Da heißt's denn: Das hat man davon, wenn man das Kapital verwallert. Aber die Großbanken müssen von Zeit zu Zeit ihr eigenes Kapital vermehren, weil so viel fremdes Geld in ihrem Betrieb arbeitet. Die Dresdener Bank bemüht sich, in ihren Berichten Nationalökonomie zu treiben. Sie beschäftigt sich diesmal mit dem Problem der Zahlungsbilanz und empfiehlt eine Vermehrung des Besizes an „guten“ ausländischen Wertpapieren. Denkt sie dabei an ihre eigenen Bestände, denen sie besseres Fortkommen wünscht? Die Geldkalamität mit solchem Mittel zu behandeln: Das ist der Vorschlag einer Pferdckur, die der geschwächte Geldmarkt heute nicht verträgt.

Erinnerungen an Haller & Söhle und Eberbach gab's bei der Rational- und bei der Kommerzbank. Dort werden für Dubiosa 123 000 Mark abgesetzt, nach einem Verlust von 200 000 Mark bei Haller in Hamburg; hier ist's über eine Million, die abgeschrieben und zurückgestellt wird. Ob 600 000 Mark zur Dedung aller Verluste auf das $2\frac{1}{2}$ Millionen-Engagement bei Eberbach reichen, steht noch nicht fest. Einseweilen hält die Verwaltung der Kommerzbank den Betrag für genügend. Die Rationalbank ist unter den größeren Instituten das einzige, das einen direkten Verlust auf Effekten- und Konjunktionskonto zu buchen hat. Der Winderertrag stellt sich hier auf 3,15 Millionen. Uebertroffen wird dieses Minus von dem der Darmstädter Bank, deren Bilanz die Ruhe nach dem dornburgischen Feuerwerk erkennen läßt. Rein ist die Luft da noch nicht. Aber man versucht, die schlimmen Thaten Dornburgs aus dem Gedächtnis zu tilgen. Noch sind sie sichtbar: Rückgang des Effektengewinnes um 4 Millionen. Ohne diese Erbschaft wäre die Darmstädter Bank nicht genötigt gewesen, ihre Dividende um 2 Prozent zu kürzen. Die Herren von Klinging und Simson wissen, wie unheilvoll in ihrem Haus der Kolonialheros von heute gewirkt hat, und halten sich ganz still. Keine Zunahme der Acceptverbindlichkeiten; Vermehrung von Kasse, Bankguthaben und Wechseln; auch die Summe der fremden Gelder ist gestiegen. Die Darmstädter Bank marschirt als liquides Institut vorman; aber sie schleppt eine Kugel am Bein: die eigenen Engagements (Effekten, Konjunktien, kommanditorische Beteiligungen), die (um 10 Millionen) auf 134 Millionen gestiegen und nur noch um 20 Millionen niedriger als das Aktienkapital sind. Die

Stabilität dieser Aktiven hängt von der Konjunktur ab, heute mehr als je also vom Zufall. Das erstwähnte der Durchsichtigung der Aktionäre, aus der Bank eines unruhigen Spekulanten ein solides Kreditinstitut zu machen.

Die Deutsche Bank ist das größte Finanzinstitut der Welt; eine Centralstelle für die Mobilisierung des in der Volkswirtschaft arbeitenden Kapitals. Der Kreisumsatz von 92 Milliarden beweist, daß die Deutsche Bank das in ihrem Betrieb arbeitende eigene und fremde Kapital im Gesamtbetrag von 1566 Millionen in einem Jahr sechsigmal umgesetzt hat. Sie arbeitet heute beinahe automatisch; den Zuwachs an Depositengeldern (fast das Vierfache dessen, was die Dresdener Bank erlangt hat) dankt sie dem Vertrauen, das man ihr mit Recht entgegenbringt. Die anderen acht Banken haben zusammen 6, die Deutsche Bank hat 95 Millionen Depositenzuwachs. Die fremden Gelder, mit denen die Bank arbeitet (Depositen und Kreditoren: 1265 Millionen) ergeben den vierfachen Betrag des Aktienkapitals und der Reserven. Ihr Recept ist für 263 Millionen in Anspruch genommen worden. Daß die Acceptverbindlichkeiten hier, wie bei der Dresdener Bank und bei der Diskontogesellschaft, über den Betrag des Aktienkapitals hinausgehen, ist eine Folge des überseeischen Waarenhandels, der sich, bei seinen Forderungen, gern des Acceptes der Großbanken bedient, die wiederum diese Art des Kredites ihren Kunden nicht weigern können. Daß die Verluste hier nicht beträchtlich waren, zeigen die ziemlich niedrigen Abschreibungen an Dubiosen im Kontokorrent. Die eigenen Engagements sind bei der Deutschen Bank und bei der Diskontogesellschaft größer als das Aktienkapital. In diesen Positionen stehen aber erhebliche stille Reserven, die durch so hohe Abschreibungen, wie sie in diesem Jahr vorgenommen wurden, verstärkt worden sind.

Die Berliner Handelsgesellschaft ist das einzige Institut, das seinen Status gestärkt hat. Der Promoter Fürstberg hat sich vielleicht den Scherz mit der Remonitliquidity nur geleistet, um sich über die Liquiditätsknäuffer lustig zu machen. Die Diskontogesellschaft verdient ein Extralob, weil sie ein paar alte Wünsche der Bilanzkritiker erfüllt hat. Für die äußere Form der Bilanzierung giebt es bei uns noch immer keine feste Regel. Die eine Bank wirft Depositen und Kreditoren zusammen die andere Debitoren und Bankguthaben, die dritte Effekten, Konsortialbestände und kommanditarische Beteiligungen, eine vierte bucht die Ausschreibungsanleihen unter die Debitoren. In jeder Bilanz giebt's Coulissengeheimnisse; da man aber thut, als habe man den Aktionären jedes Fälschen und Spältschen geöffnet, soll man wenigstens mit Spezifikationen nicht knausern. Die Diskontogesellschaft hat den Anfang gemacht.

Daß auch in weniger guten Jahren die Unkosten steigen, ist bitter. Bei der Deutschen Bank betragen die Ausgaben über 23 Millionen (44 Prozent des Bruttogewinnes). Der Ertrag hat sich um knapp 6, die Unkostensumme um 10 Prozent erhöht. Die Gesamtunkosten der Berliner Großbanken betragen 69 Millionen (etwa 35 Prozent des Bruttoertrages). Die wachsende Speiselaft kann nur durch eine starke Steigerung des Umsatzes ausgeglichen werden. Die war aber schon im vorigen Jahr nicht mehr bei allen Banken zu erreichen; und soll sie gewaltsam erzwungen werden, so geht's oft auf Kosten der Kundenqualität und die dubiosen Forderungen mehren sich in gefährlichem Tempo. Vielleicht haben die Banken es nicht. Sie sollen dem Soliden, der Kredit braucht, helfen, liquid bleiben, anständige Dividenden geben und, im Konkurrenzkampf, keine bedenklichen Geschäfte machen. Ein Wischen viel auf einmal; da es aber die Banken auch bei schlechtem Wetter beinahe erreicht haben, darf man ihnen zunächst immerhin einigen Blankokredit gewähren. Adon.



Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Circus Busch am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Auf der Hallig** Original Manege-Schaustück
des Circus Busch.Besonders hervorzuheben: Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.
Mons. Gadin (Sturz aus der 6. Etage). Jokoda-Truppe (Orig. Japaner 12 Pers.). Austral. Holzfaller.Gegen Kopfschmerz. Influenza u. Rheumatismus hilft **Citrophen**
Erhältlich in allen Apotheken.
auch Tabletten in Original-Schachteln à M. 1.-**Karn-Orgel-Harmoniums**

in allen Größen und allen Preislagen. Eigenes erstklassiges Fabrikat. Ueber 56 Tausend im Gebrauch.

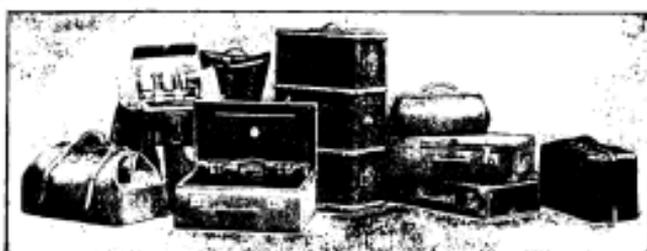
Europäisch. Zweighaus **D. W. Karn, Hamburg 36.**Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachf.** Inhaber
George Koch
Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.**Elegante Damenhüte**

Auswahlendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!

Meiningen

Heilensatz: „Winterkuren“.

Sanatorium für Nervenranke und Entziehungskuren. Modern nach physik-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke, Tafelservice, Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht

gegen monatliche Amortisation.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte Zahlungen liefert. — Katalog B.K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 I. B. (für Österreich).

Fay's ächte Sodener
Mineral-Pastillen

Überall
zu haben.

Preis 85 Pf.
pro Schachtel



Gegen Husten & Heiserkeit.



Gerbode's Hauptmarke
VORSTENLANDEN-IMPORT

große volle Zigarette, reine Tabakarbeit
500 Stk. 90. 12.50 franco Nachnahme.

Carl Gerbode, Hoff. Berlin C 31, Spittelmarkt II Etage

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:

Offerendos, London.



Saalecker Werkstätten Zweig Berlin

Viktorlastr. 23 (h. d. Potsdamer Brücke)

AUSSTELLUNG v. ARCHITEKTUR-MODELLEN

SAALECKER MÖBEL VON

PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Beliebiges Körper — Urmal — Stoffe — Teppiche. Freie Besichtigung.

London & Paris Exchange, Ltd.,

DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamierung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effektengeschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Informierung über das Londoner Effektengeschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu.

“ANLAGE UND SPEKULATION.”

(2. Auflage.)

Hohe Provision!

Eine Weinhandlung im Produktionsgebiet, auch in Bordeaux domiziliert, die mehrfach Kgl. Hoflieferant ist, zu den angesehensten in der deutschen Weinbranche zählt, sucht Vertreter in **Berlin** bzw. an allen Orten. Herren der verschiedensten Berufskreise ist durch Erwerbung von Privatkundschaft Gelegenheit geboten zu einem **guten und dauernden Einkommen**. Gefl. Offerten erb. unter J. V. 8097. an Rudolf Mosse, Berlin SW.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7^{1/2} Uhr.

Freitag, den 27. und Montag, den 30./3.

Die Räuber.

Sonnabend, den 28. und Sonntag, den 30./3.

Was ihr wollt.

Kammerspiele.

Freitag, d. 27./3. 8 U. Gyges u. sein Ring.

Sonnabend, d. 28. und Montag, d. 30./3. 8 U.

Sonntag, d. 29./3. 8 U. **Lysistrata.**

Montag, d. 30./3. 8 U. **Der Tor u. d. Tod**

Premiere

Hierauf: **Nju.**

Weitere Tage siehe Anschlagzettel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 27. und Montag, den 30./3. 8 U.

Die Rantzau u. d. Pogwisch

Sonnabend, den 28./3. 8 U. **Der gehörnte**

Siegfried und Siegfrieds Tod.

Sonntag, d. 29./3. 8 U. **Madame Sans-Gêne.**

Weitere Tage siehe Anschlagzettel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grasse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher a. D.

B. Barmond a. D. Jos. Giampietro.

Henry Bender Fritzl Massary

Jos. Josephi Fritzl Schenke usw.

Cabaret

Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: **Richard Zernik**

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24, neben dem Wintergarten.

„Arkadia“
Behrenstrasse 55—57.

Im neubauten

Reunions:

„Moulin rouge“

Sonntag, Mittwoch,
Freitag.

Jägerstrasse 63 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * **Künstler Doppel-Konzerte.**

Bad

Gebirgsluftkurort allererst. Ranges, 126 km Wald. Solquelle 10% gegen Skrophulose Frauenkrankheiten und Rheuma. Krodofbrannen gegen Fettleibigkeit, Magen- u. Darmstörungen, sowie Gicht. Inhalatorium (System Heyer, Ems) gegen Katarhe der Luftröge.

Theater -- Konzerte -- Bälle,
Gebirgs-Quellwasser-Leitung,
Kanalisation. -- Illustrierter
Führer -- Wohnungsbuch mit
allen Preisen kostenfrei.
Herzoglich. Badekommissariat.

Harzburg.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

OPEL^a Rüsselsheim M.

Nähmaschinen Fahrräder

Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

m. b. H.

Berlin W. 9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin

Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz

empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren. Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungswecke, sämtliche Benzingattungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Vorschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

— Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst. —

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Nalensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand),

Stottern

de zahlen 3-6 Monate
nach Heilung, best. Garantie.
C. Buchholz,
Hannover 2, Arndtstr. 14.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,

Dresden A. 18. Büschplatz 18.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 55 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch J. Muretz & Co., Berlin NO 18, e. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig kann.

Zur geil. Beachtung.

Peter Roseggers Schriften in billiger Ausgabe sind ein guter Hausschatz. Die wahre Religion der Liebe, die deutschen Volkstugenden der Wahrhaftigkeit, Treue und selbstlosen Ergebung und echter gesunder Humor sind in seinen Schriften verkörpert. Die Volksausgabe umfasst 3 Serien in eleganten Bibliothekskästen und zwar Serie I 15 Bände M. 45.—, Serie II 15 Bände M. 45.—, Serie III 10 Bände M. 38.—. Für den missigen Preis von 3 Mark pro Band ist nunmehr jedem Gelegenheit geboten, in seine Bibliothek neben die Klassiker der Literatur Roseggers Schriften zu stellen. Die Buchhandlung von Hermann Meusser in Berlin W 35, hat dieser Nummer einen Prospekt über Roseggers Schriften beiliegen lassen, indem sie sich zur Lieferung gegen monatliche Teilzahlungen von 5 Mark erbietet. Dieser Prospekt sei der Beachtung unserer verehrlichen Leser hiermit auf das Angelegentlichste empfohlen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Spezialsanatorium.
Aller Comfort, Familienleben,
Prosp. frei, Zwanglos, Entwöhn. v.**ALKOHOL****Massive Landhäuser,****Schwed. und Deutsche Holzvillen**von **7800 Mk.**

an erbaut in jeder Gegend

Johannes Lehnert

Architekt u. Baumeister

Dresden, Terrassenufer 23.Auf Wunsch kostenloser Nachweis
von Baustellen und Zusendung von
Prospekten. **Beste Referenzen.**

Büreauzeit 8-4.

Selbst **RASIREN** mitZeit- u. Geld-
ersparnis.*Raschet*

bedeutet

Kulturverfeinerung*Es sollte selbstverständlich
sein, dass Rasiermesser und
Zubehör ebenso persönlich
gebraucht wird als Zahn-
bürste, um Hautkrank-
heiten zu vermeiden. ::*Im Gegensatz zu der bisherigen Art des
Rasierens, wird stets ein saftiges und glattes
Ausrasieren, ohne Brennen, auch dem**Ungeübtesten** ermög-
licht. ::**Verletzen unmöglich. ::****Raschet** versilbert, mit
4 Klingen u.
automatischen Abzieh-
apparat in elegantem
Etuil **12 Mk.**
kostetZu
haben in allen
Stahlwarenhandlungen
Wenn nicht, direkt vom**Razor-Article-Special-House** **Hamburg D**
Neuerwall 24.
Henry Faure.

	12-3 DEJEUNER M. 2,50	6-9 DINER M. 5,—	8-12 SOUPER M. 4,—	
	TAFELMUSIK			
FRANZÖSISCHE KÖCHE ERSTEN RANGES	GRAND RESTAURANT		MONOPOL-HOTEL	
	NEUE DIRECTION			FRIEDRICH- STRASSE 101 AM BAHNHOF FRIEDRICHSTR.

Ein Auch Winterkuren.
Zwischenräume
Sanatorium DE KÜTZ
Neuenahr Prospekte
etc.

Zweite vermehrte Auflage.
Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

514 Seiten m. 58 interess. Illustrationen 10 M.
Leinwbd. 11,50 M., Halbtzr. 12 M.

... Offenbart sich diese göttliche Rück-
sichtslosigkeit und völlig schleierlose Nackt-
heit genügend im Text, so bedauern wir nur
die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der
öffentl. Unsittlichkeit hätte heissen müssen.
Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten
Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg-
früher. (Berl. Klin. Monatschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur-
u. sitten-geschichtl. Verlag gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30.,
Landshuterstr. 2.

Dr. Hofmann's

Kuranstalt

für Herz-, Nerven-, Gicht- und
Rheumatismuskranke

Berlin W.

Schönenberger Ufer 20, an der Potsdamer Brücke.
Sprechstunde 10-1 und 3-5.

Physikalisch-diätische Therapie.

Radiogene Behandlung.

Zerreiss die Binde

und schau mit hellen Augen in Dicht! Zur
Selbsterkenntnis in einem tieferen Sinne
führen die von gebildeten Menschen begeistert
aufgenommenen Charakterbeurteilungen
von P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L.
grosszügige Seelen-Analysen nach Schrift-
stücken. Ihre Charakterstudie wird ermög-
licht, wenn Sie zunächst brieflichen Antrag
auf **Gratis-Prospekt** stellen bei

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg L.

Detektivbureau Freytag

Dresden-A., Zwingerstr. 28.

Institut ersten Ranges.

Beobachtungen, Auskünfte usw.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. zahl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, 11.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren
Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Erregungschäften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützt,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage, Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt des-
selbst oder Administration in
Berlin N. W., Möckerstr. 118.

Dokumentarischer Nachweis der enormen Vorräte an Henkell Trocken!

Der letzten offiziellen Reichs-Statistik über den Bestand fertiger Schaumweine entnehmen wir, daß die Vorräte an fertiggestellten

Henkell Trocken .

fast die gleiche Höhe erreichen wie die fertigen Reserven sämtlicher anderen 211 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen.

Es ist undenkbar, einen überzeugenderen Beweis für die vortreffliche Ablagerung unseres Henkell Trocken, der führenden deutschen Marke, zu bringen.

Henkell & Co.

